

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: - (1874)

Artikel: Vermischte Geschichten

Autor: [s.n]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655336>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Des Hinkenden Boten Neujahrsgruß.

'Sist just es Jahr jezt sit der Bot
Zum letzte Mal sys „Grüß eich Gott“
Zu syne liebe Fründ het gseit.
Wie doch die Zyt gschwind ume geit!
Hüt chunt er wiederume her
Und bringt Ech was er früz und quer
Uf syne Wege gfunde het,
Und was me öppre wüsse wett.

Wer mit dem Stelzfuß geit dür's Land,
Reist langsam, das ist weltbekannt;
Er fahrt halt nit uf Isebahne,
Zieht nit im Schnus dür Wald u Feld,
Meint nit mit Faste syg es gwunne,
Er a'seht gern gnau die schöni Welt.
Bedächtig geit er Schritt für Schritt
Und bringt für Jede öppis mit.
Geng vorwärts geit er ohni Faste
Und wo's ihm g'fallt, da lehrt er y,
Laht gern vo Jung und Alt sich brichte
Und het recht kurzi Zyt derby.

Wer langsam reist, het d'Auge offe
Und achtet sich wie's öppre geit
Und weiß, wo n'er ist düregloffe,
Wie ne's mit Land und Lüte steht.
Er lost uf Sage und uf G'schichte
Wie's albe g'sy ist i der Welt,
Und was er de het ghöre brichte,
Er syne Fründe gern erzelt.
Bald ist es lustigs heiters Stückli,
Und bald es trurigs grad bir Hand;
Dir wüsset ja im Lebe git es
Geng beidergattig mit enand.

So geit der hinkend Bot sit Jahre
Im Schwyzerländli früz und quer
Und was er da und dert erfahre,
Das bringt er syne Leser her.
Er brichtet gern vo alte G'schichte;
Gits öppis Neus, ist er derby,
Weiß syne Augen offe z'halte,
Geit nit vorus, nit hindedry.

D

Er ist das Jahr wyt umzoge
 I mänger Gegend umenand
 U het si g'achtet wie n'es gangi
 Im liebe schöne Schwyzerland.
 Er het viel Glück g'seh und viel Sege
 Und o viel Leid und bösi Zyt.
 'Schunnt halt uf Sunneschyn geng Rege,
 Und nebem Liecht der Schatte lht.
 Und wenn der hinkend Bot sich achtet
 Uf üses Land und uf sy Lag,
 Uf syni Börthel, syni Gfahre,
 So mahnt's ne a ne Summertag.
 S'feiht Alles schön i Feld und Wiesen,
 Der Halm iß stark und d'Aehri schwer,
 Hell strahlet d'Sunne und es ryse
 Die Saaten alle ringsumher.

Doch dert gen Abend zieht sich's zäme,
 Dert steit e schwarzl Wulkewand,
 Wer weiss wie bald dert Blize zucke,
 Wie bald der Sturmwind brust dür's Land,
 Wer weiss, ob all' die junge Saate,
 Die jeze blüh am helle Tag.
 Nit bald gefnickt am Bode liege
 Verheert dür Sturm und Hagelschlag.

Zwo schweri Wulke stah am Himmel,
 Bedrohe d'Schwyz mit Blitz und Strahl,
 E schwarzl und e blutig rothi.
 Und heidi international.

Die schwarzl Wulke chunnt vo Süde,
 Sie bringt us Zwietracht, Bruderzwist,
 Vo Rom chunnt si us Pfaffenküchi,
 Vom Papst, der nit unfehlbar ist.

Die rothi, Communismus gheize,
 Het vor zweu Jahr Paris verbröunt,
 Gar schöne Wort stah uf syr Fahne,
 Doch a der Frucht me s'Krülli kennt.

Und gege heidi, Schwyzermanne,
 Sht geng parat und uf der Hut,
 Hie heißt es alli zäme spanne
 Mit Eintracht und mit frischem Muth.
 Und git darin us Gott der Sege,
 De fürchte mir die heidi nit,
 A syr Hülf ist ja Alles glege,
 Er hilft us wohl i Kampf und Stryt,
 D'rüm seit zum Schluss euch jez der Bot:
 Gott grüß ech und: das walte Gott!

Etwas über die schädlichen Inselten. (Fortsetzung und Schluß.)

Die sehr gefrässige Raupe der Nonne, auch Apfel-Spinner genannt, lebt im Frühling auf Apfelbäumen, Kiefern, Eichen. Sie ist kurz und dick, auf dem Rücken bräunlich-grün, manchmal mit weißgrau und schwarz gemischt; auf dem Kopf stehen zwei schwarze Haarbüsche, der Leib ist mit blauen und rothen Warzen bedeckt. Der Falter hat weiße Flügel mit schwarzen Wellenlinien und am

Hinterleibe blutrothe Einschnitte. Dem Laubholz schadet die Raupe wenig, der Kiefer viel mehr, am meisten der Fichte und hat z. B. in Ostpreußen und Lithauen von 1852—1858 breitausend Morgen Wald verwüstet und einen Schaden von zwölf Millionen Klaftern Holz verursacht. Fleißiges Sammeln der Raupen, Puppen und Falter, Ziehen von Raupengräben, verständiges Durchforsten thut hier Noth.

Sehr berüchtigt ist der Eichen-Prozession-Spinner, dessen Flügel aschgrau-

braun sind, beim Weiblein mit einem dunkleren Streifen, beim Männlein mit drei. Die Raupe ist weißgrauhaarig, über den Rücken bläulich-schwarz, an den Seiten weißlich und hat auf jedem Gelenk zwei rothgelbe oder bleichgraue haarige Warzen. Von dieser und der folgenden sind die Raupenhaare sehr giftig, indem sie mit Ameisensäure gefüllt und äußerst (schon durch den Wind) zerbrechlich sind, wo dann die Splitter in die menschliche Haut eindringen, Geschwulst und gefährliche Entzündung veranlassen, was auch beim Stallvieh beobachtet worden ist. Selbst Früchte, über welche die Raupen gekrochen sind, können gefährlich werden. Man wendet gegen diese giftigen Haare Oliven- oder Rapsöl, Salmiakgeist, Soda-Lauge an. Die Raupen leben unter einem Gewebe beisammen, das voll von diesen Haaren steckt, und verpuppen sich auch gemeinschaftlich; wenn sie auf den Eichen alle Blätter verzehrt haben, stellen sie in Prozession Wanderungen an. 1869 richteten sie in den Kantonen Luzern, Aargau, Tessin große Verwüstungen an; im August traten sie im Tessin, namentlich um Mendrisio, massenhaft auf und drangen schaarenweise auch in die Häuser ein. An manchen Orten zog man die Sturmglöckchen, um die Bewohner zur Abwehr aufzubieten. Eine verwandte Art ist der Pinien-Profession-Spinner, der aber nur in der wärmern Schweiz sich findet.

Die Spanner haben ihren Namen von der eigenthümlichen Bewegung ihrer Raupen, welche durch abwechselndes Aufsetzen der Brust- und Bauchfüße bei bogenförmiger Haltung des Körpers fortschreiten. Die schädlichsten unter ihnen sind der Winter-Spinner und Linden-Spinner. Die Raupe des erstern ist

einen Zoll lang, gelblichgrün, über den Rücken mit einer dunkleren und zwei helleren Längslinien. Der männliche Falter hat gelbliche Vorderflügel mit undeutlichen braunen Streifen und weiße Hinterflügel, das Weiblein ist braun und hat keine Flügel. Die Raupe lebt wie die der folgenden Art auf sämtlichen Obstbäumen und vielen andern Holzgewächsen, namentlich Eichen, Buchen, Hagebuchen und zeigt sich schon im März, wo sie sich in die Knospen einsetzt und diese zerstört. Die Raupe des Linden-Spanners erscheint hingegen erst im Mai und Juni, ist braun mit breitem schwefelgelbem Streifen an jeder Seite, welcher bei jedem Ring oder Gelenk ein rothbraunes Strichelchen hat und grauem Querstrich zwischen je zwei Ringen. Die Vorderflügel des Männleins sind gelblichbraun bestaubt mit braunem Punkt in der Mitte und braunen Binden, die Hinterflügel sind blässer, ockergelb.

Unter den kleinen Nachtfaltern, Zünsler genannt, wird der Hopfen-Zünsler dem Hopfen verderblich. Seine Raupe ist dünn, bläugrün mit dunklerer Rückenlinie und hellbraunem Kopf und wirkt sich lebhaft herum, wenn man sie berührt. Der in der Färbung sehr unbeständige Schmetterling hat braune Vorderflügel mit zwei helleren Querbinden und einer hellen Zacklinie, die Hinterflügel sind grau, seidenglänzend, der äußerste Rand ist heller. Diese Raupe zeigt sich im Mai auf dem Hopfen, entwickelt sich in kurzer Zeit zum Schmetterling, und im Juni und Juli erscheinen schon wieder Raupen der zweiten Generation, deren Schmetterlinge, dann überwintern. Sowie man die Raupen am Hopfen bemerkt, muß man sie von demsel-

ben abklopfen, was leicht gelingt, und sie auf der Erde tödten. Eine andere Art von Zünsler lebt auf dem Meerrettig und eine dritte auf der Rübsaat; gegen diese beiden hat man kein Mittel als das Absuchen der Raupen. Die Raupe der Wachs-motte ist dick, schmuzig weiß, mit kastanienbraunem Kopf, lebt in den Bienenstöcken vom Wachse, ist zu Hunderten in einem Stocke, dessen Ruin sie herbeiführt. Von ihr angegriffene Bäben müssen sogleich entfernt und die darin befindlichen Eier, Raupen und Puppen zerstört werden.

Von den sogenannten Wicklern wird der Flachs-Wickler dem Flachs öfters verderblich. Die nur $\frac{1}{4}$ Zoll lange Raupe ist weißgelblich mit schwärzlichem Kopf und lebt in den Samenkapseln des Flachses, in welchen sie sich auch verpuppt, nachdem sie die Wand der Kapsel an einer Stelle bis auf ein Häutchen durchgenagt hat, welches die Puppe mit zwei Spangen am Kopfende durchstößt, damit der Falter heraus kann. Dieser ist sehr klein, hat gelbliche Oberflügel mit dunkleren Binden und graue Unterflügel. Die Raupe des Erbsen-Wicklers lebt in den Erbsen und Linsen, ist bleichgrün mit schwärzlichem Kopf und Nacken, der Falter ist rehbraun mit kurzen weißen und dunkeln Strichen am Vorderrand der Vorderflügel. Man kann, wenn man bedeutendere Beschädigung wahrnimmt, nichts thun, als die Brut des nächsten Jahres vermindern, indem man öfters Schafe über das abgeerntete Erbsen- und Linsenfeld treibt oder dasselbe, damit die Raupen durch Nässe und Kälte zu Grunde gehen, noch im Herbst tief umschlägt, indem die Raupen, nachdem sie die Samen verzehrt haben, sich in die Erde zur Ver-

puppung begeben. Die Raupe des Apfel-Wicklers oder der Apfelmotte lebt im Juli und August hauptsächlich in Apfeln, Birnen und Zwetschgen, deren Kerne sie zernagt. Sie ist blau gelblichroth mit kleinen schwarzen Punkten und mit rothbraunem Kopf; der Falter ist aschgrau mit dunkleren und helleren Wellenlinien, einer schwarzbraunen Binde und eben solchem Fleck, dann einem schwarzen Spiegelfleck von goldenen Ringen umgeben auf den Vorderflügeln. Die Wöber'sche Fruchtmotte lebt in den Stämmen der Kirsch-, Pfauen-, Aprikosen- und Mandelbäume, wo sie das junge Holz durchbohrt. Wieder andere Arten von Motten und Wicklern zerstören die jungen Blätter und Knospen der Obstbäume. Man muß im Winter mit einer rauhen Bürste die Knospen abkürzen, namentlich in den Astwinkeln; auch das Überstreichen mit Baumwachs wurde schon oft nützlich. Das alte, trockene Holz muß man ausschneiden, weil hier viele Eier abgesetzt werden, auch manche Raupen und Puppen überwintern. Gegen einige Motten oder Wickler der Nadelhölzer hilft nur Ausschneiden und Ausbrechen der befallenen Triebe, gegen den Lärchen-Wickler, im Wallis und Engadin besonders den Lärchen, weniger den Arven und Rothannen schädlich, hat man noch kein Mittel.

Zu den verderblichsten Motten gehört der weiße Kornwurm, die Raupe der Korn-Motte, eines ganz kleinen Nachtfalters mit dachförmigen Flügeln. Sie ist einfarben mit grauem Kopf und Nacken; der Falter hat silberweiße, braun- oder schwärz-marmorierte Vorderflügel und graue Unterflügel und erscheint im Juni. Die Weiblein suchen das Getreide auf den Speichern auf und legen an jedes Korn ein oder zwei Eier;

die Räuplein nähren sich vom Mehl der Getreidekörner und verweben diese untereinander zu kleinen Klumpen. Gegen den September spinnen sie sich in eine Puppe ein, welche überwintert, und aus der im Frühjahr der Schmetterling hervorkommt. Gegen dieses gefährliche Insekt schützt am besten fleißiges Umwerfen des Getreides bei ganz trockenem Wetter. Dann rathet man auch, auf den Speichern hie und da Gefäße mit Wasser aufzustellen, nach welchen die Motten gerne fliegen und häufig darin ertrinken. Die Raupe der kleinen Möhren- oder Kümmel-Schabe ist oben braun mit gelbem Rand und Längsreihen weißer Punkte; die Vorderflügel des Schmetterlings sind graubraun, die Mitte und eine Bogenlinie vor der Spizelichter, die Hinterflügel sind grau mit bräunlichem Rand.

Unter den zweiflügeligen Insekten oder Fliegen ist die sogenannte Hessenfliege dem Roggen in hohem Grade verderblich, wie es scheint, bis jetzt aber nur in Norddeutschland und Nordamerika, weshalb wir nichts Weiteres über sie berichten, was auch von der Weizen-Mücke gilt, welche in den gleichen Ländern Verheerungen anrichtet. Die Getreide-Schnacke hat im benachbarten Baden und Württemberg in manchen Jahren dem Korn und der Gerste sehr arg zugesezt. Ihre kaum ein und eine halbe Linie lange, mennigrothe Larve lebt oft in großer Zahl zwischen Blattscheiden und Halm und frisst letzteren an, so daß er abstirbt. Die aus ihr kommende Schnacke ist braunröhlich und nur eine Linie lang. Sie erscheint im Spelz im Mai, in der Gerste im Juni und die Zerstörung erreicht ihre bedeutendste Höhe, wenn die Larven drei bis vier Wochen alt sind. Man weiß bis jetzt kein anderes Mittel gegen

sie, wenn sie massenhaft auftritt, als das Getreide abzumähen und zu verheuen, um wenigstens für die Zukunft das Insekt zu vernichten. Die milchweiße Larve der Kohlgallmücke, welche kaum eine Linie lang ist, lebt im Mai bis in den Juni in großer Zahl hauptsächlich in den Schoten der Rübsaat, welche durch sie aufgetrieben und eher gelb werden, als die gesunden; es bleibt nichts anderes übrig, als die angegriffenen Schoten auszubrechen und zu zerstören. Aus dieser Larve kommt eine winzig kleine Mücke hervor, nur eine halbe Linie lang. Die Larven gewisser kleiner Fliegen, Grünäugen genannt, erzeugen an Roggen, Weizen und Gerste dicke Anschwellungen der Halme und fressen Kanäle in denselben, so daß aus dem Halm keine gesunde Nähre erwachsen kann. Doch scheinen in unserm Lande große Verwüstungen durch diese kleinen Fliegen bis jetzt nicht oft vorgekommen zu sein, obwohl dieselben aus noch unbekannten Umständen bisweilen in außerordentlicher Menge erscheinen und dann auch in den Häusern sehr lästig allen.

Die Kohlfliege ist kaum drei Linien lang, asch- oder schwarzgrau, borstenhaarig; ihre Larve ist walzig, nackt, beinfarben und wird vom Juni bis Oktober an den Stözzen und fleischigen Wurzeln verschiedener Kohlarten gefunden, welche sie zerfrißt und zum Faulen bringt. Es soll gut sein, den Boden in den Kohlpflanzungen mit Kohlenpulver zu bestreuen, einzelne Stellen ausgenommen, welche dann diese Fliegen beim Eierlegen aufsuchen, so daß man die dort befindlichen Pflanzen sammt den Eiern und Larven vernichten kann. Eine verwandte Art ist die Runkelrübenfliege, deren Made die Mittelschicht der Runkelrüben-

blätter ausfrisht. Die nur zwei Linien lange, bleichgelbe, glatte Larve der Möhrenfliege frisht in den Möhren Gänge und erzeugt in denselben die sogenannte Wurmfäule, wobei die Wurzel fault und die ganze Pflanze abstirbt. Es bleibt nur übrig die franken Pflanzen auszuziehen und sammt den Larven zu vertilgen.

Zu den sogenannten Schnabelkerfern, Insekten mit unvollkommener Verwandlung und einem Schnabel zum Saugen von Flüssigkeiten gehören unter andern auch die Blatt- und Schildläuse. Allgemein bekannt sind die Blattläuse, welche oft in großer und verderblicher Menge an den Gewächsen erscheinen und diese verkümmern und absterben machen. Besonders sie, in minderem Grade auch die Schildläuse, erzeugen den sogenannten Honigtau, eine flebrige Flüssigkeit, welche sie von sich geben und die nicht selten wie ein Firniß die ganze Pflanze überzieht und deren Luftlöcher verstopft. Der Mehltau hingegen besteht aus den abgelegten, durch den flebrigen Saft verbundenen Häuten der Blattläuse. Hierdurch und wegen ihres beständigen Saugens des Pflanzensaftes werden die Blattläuse bei großer Vermehrung den Pflanzen so schädlich. Glücklicherweise sind sehr verschiedene andere Insekten vorhanden, welche sich von Blattläusen nähren, so daß dieselben bis zu einem gewissen Grade in Schranken gehalten werden. Die von Farbe schwarze Mohnblattlaus kommt nicht nur am Mohn vor, sondern auch an Pferde- und Gartenbohnen, Kunselfrüben, Kamille, Schwarzwurz, Salat, Oleanderstrauch, die Kohlblattlaus lebt auch auf dem Rettig und Senf, die Haferkleblaus an Hafer und Gerste, die

Getreidekleblaus auf den meisten Getreidearten, die Erbsenkleblaus auf den Erbsen, Wicken, Linsen und dem Klee, die Wickenkleblaus auf der Saatwicke und Pferdebohne, die Hopfenkleblaus geht vom Schlehenstrauch auf den Hopfen über, daher man Schlehen nahe bei Hopfenzpflanzungen ausrotten soll. Gegen alle diese Blattlausarten wendet man am besten einen Absud von Nussblättern oder Seifenwasser mit etwas Quassia an, mit welchem man die Gewächse öfter besprengt.

Anhangsweise möge auch noch einiger Arten von Schnecken und Würmern gedacht werden, welche der Landwirthschaft und dem Gartenbau Nachtheil bringen. Die beschalteten Schnecken werden wenigstens in unserer Schweiz selten besonders schädlich, anders ist es aber mit der nackten grauen Ackerschnecke, welche bis anderthalb Zoll lang wird und namentlich in feuchten Jahren sich oft ungeheuer vermehrt. Sie frisht junge Getreidepflanzen, alle Arten Gemüse, jungen Klee, auch mehlhaltige Samen, Obst und wird mehrere Jahre alt. In trockenen Jahrgängen kommt diese Schnecke nicht auf. Man tödtet sie mit ungelöschtem Kalk oder streut gepulvertes Eisenritriol mit Sand vermengt etwa 20 Pfund auf eine Fuchart aus, wodurch zugleich das Wachsthum der Pflanzen gefördert wird. Legt man an verschiedenen Stellen Stücke von Kürbisen, Möhren, Rüben, so sammeln sich dort die Schnecken, und man kann sie nebst den Eiern vertilgen. Gewisse kleine Würmer, Getreideäulchen genannt, welche in den Körnern unserer Getreidearten, namentlich des Weizens und Roggens leben und in manchen Gegenden bedeutenden Schaden anrichten, sind bis jetzt in der Schweiz

noch nicht in bedenklicher Menge vorgekommen.

Und nun beschließt der hinkende Bote seinen Bericht über die schädlichen Insekten mit dem Wunsche, daß deren Kenntniß hemit gefördert und durch die angegebenen Mittel der Befüllung der Schaden für den fleißigen Landmann, Gärtner und Forstwirth möglichst vermindert werde.

Praktisch.

Zwei Freunde gehen auf die Jagd. Der Eine bietet dem Andern eine Wurst an. „Noch nicht, hab' keinen Hunger!“ sagt dieser. Nach einigen Stunden wird Rast gemacht. „Kann ich jetzt die Wurst anbieten?“ „Ja, her damit!“ — „Was Teufel, die Wurst ist ja ganz warm!“ „Ja, schau, lieber Freund! Wenn ich jagen gehe, so laß ich mir zu Hause eine Wurst kochen; dann bind' ich sie um den Bauch, und so hält die Wurst den Bauch und der Bauch hält die Wurst warm.“ Probatum est!

Kein Glück.

Der Lumpensami hatte im Wirthshaus zu Herdoppligen eine silberne Uhr gestohlen und wurde nun dafür vom Landjäger arretirt. Schluchzend sagte ihm seine Mutter, die Grämplergret: „Eue Hans, i ha dr's geng g'seit, la mir das Stähle sy, du hesch hält einisch e kes Glück verzie.“

Beim Gramen.

Lehrer: Nun, Annebäbeli, was kannst du mir vom Kuckuck sagen? Was macht er mit seinen Eiern?

Annebäbeli: Er legt sie nicht selber.

Nicht werth.

Dem niedrlichen Knubelchlaus war sein böses Grit gestorben und der Wittig hatte sich darob keine grauen Haare wachsen lassen, sondern machte sich mit seinem Saufbruder, dem Neaplerjoggi, wie man sagt, bodenlustig, bis ihm eines Tages wieder das Heirathen in Sinn kam. „Eue Chlaus,“ sagte der Neaplerjoggi, dem für sein lustiges Leben bange war, warnend zu ihm: „Eue, wenn du jeß wieder wibist, so bist du gar nit werth, — daß dir dy erste Frau g'storben ist.“

Rechtsfrage.

Darf nach bernischem Gesetz ein Mann die Schwester seiner Witwe heirathen?

Guter Grund.

In einem Gasthöfe saß ein Trupp lockerer Gesellen und ein Geistlicher an der Tafel. Kaum witterten Jene, daß ihr unbekannter Gesellschafter ein Geistlicher war, so begannen sie nach der Weise ihrer Brüderlichkeit den Mann zu necken. Unter Anderm brachte Einer den abgedroschenen Wildspruch mit vieler Selbstzufriedenheit an: „Mein Herr Pfarrer! Warum reiten heutzutage die Lehrer des Evangeliums nicht mehr auf Eseln, wie in den ersten Zeiten des Christenthums?“ „Darum,“ antwortete der Prediger, „weil heutzutage alle Esel auf den Lehrern des Evangeliums reiten.“

Es kann sein.

Zwei Dörfer lebten in Feindschaft. P... war volkfreicher als B... „Kommt nur, ihr Schurken!“ rief einer von P... einem Taglöhner von B... zu, „wir sind unser immer vier gegen einen.“

Der Puß oder die getäuschte Erwartung.

Eine Dame, die durch ihren dünnen Anzug ziemlich bekannt wurde, bekam eines Tages ein Päcklein, mit der Adresse: „Kleidung für Jungfer N.“, als käme es von ihrer Puszmacherin. Begierig, den neuen Puß fogleich bewundern zu lassen, eröffnete sie das Paket geschwind und fand darin ein — Feigenblatt, während eben eine große Gesellschaft bei ihr war.

Der pfiffige Kranke.

Einem Patienten wurde bei seiner Krankheit verordnet, er solle Wein mit Wasser vermischt trinken. „Dies kann ich unmöglich vertragen,“ sagte er, „geht es nicht an, daß ich zuerst den Wein und nächster das Wasser trinke?“ Der Arzt erlaubte ihm dies. Als der Kranke ein gutes Quantum Wein zu sich genommen hatte, und man ihm das Wasser reichte, sagte er: „Ich nun dürstet mich nicht mehr.“

Gestohlen:

Eine Tasche von einem Taschendieb.

Von zwei Freunden,

welche sich gerne neckten, verreiste einer mehrere Stunden weit. An dem Orte seiner Bestimmung angelangt, schickte er seinem Freunde eine unfrankirte Depesche, welche bloß die Worte enthielt: „Zu Deiner Beruhigung melde ich Dir, daß ich gesund und wohl angelangt bin.“ Darauf schickte ihm der Andere durch die Post unfrankirt einen Viertelszentner schweren Stein, mit den Worten: „Durch Deinen Bericht ist mir dieser Stein vom Herzen gefallen.“

Räthsel.

Ein Blinder, ein Stummer, ein Lahmer und ein Nackter gehen über Feld. Der Blinde sieht einen Hasen und zeigt ihn den Andern. Der Stumme spricht zum Lahmen: „Geh, Fang ihn!“ Der Lahme erhascht den Hasen, und der Nackte steckt ihn in die Tasche. Nun rathe, was ist dies?

(→ v y z a u i d)

Räthen der Vatermörder.

Ein mit dicken Vatermördern und warmem Halstuch einhergehender Herr klagt einem Freunde: „Es ist mir unbegreiflich, daß ganze Jahr hab' ich mit Halsweh und sonstigen Molesten zu thun und doch trage ich mich so warm als möglich.“ „Ja schau, wenn du die Vatermörder und das Hemd herausziebst, so kann die Kälte unten durch die Hosen wieder herein.“ „Aha!“

Aus einem Flusse in der Nähe eines Städtchens wurde der Leichnam eines Mannes herausgezogen. Der Bericht des Gemeindepräsidenten an die vorgesetzte Behörde lautete: der Mann müsse schon lange im Wasser gelegen haben, indem der Bart sehr stark gewachsen sei.

Ein Dieb,

der zum Strange verurtheilt worden, bat sich noch auf der Leiter unter dem Galgen etwas zu trinken aus. Man brachte ihm ein Glas mit Wein. Er leerete es aus und ließ es fallen, und als es zerbrach, rief er: „Mein Himmel, mir passirt heute gewiß ein Unglück, denn ich habe noch nie ein Glas zerbrochen, wo ich nicht an dem Tage etwas Unangenehmes erlebt hätte.“

Kriegs- und Friedens-Chronik von 1872 — 1873.

Schweizerische Eidgenossenschaft.

1872. Juli 12. Die Bundesversammlung wählt an die Stelle des demissionirenden Bundesrathes Dr. Dubs, Herrn Oberst Scherer in Zürich.

Juli 12. In Zürich stirbt der rühmlichst bekannte Geologe Prof. Dr. Escher von der Linth.

Juli 23. Schluß des eidgenössischen Schützenfestes in Zürich (siehe den leßtjährigen Kalender).

August 12. Brand der Baumwollenspinnerei von Graffenried u. Henggeler in der Felsenau bei Bern.

August 12. Eröffnung der 1. Sektion der Brünigbahn Därligen-Interlaken.

August 26. Enthüllung des Denkmals zur Erinnerung an die Schlacht bei St. Jakob (1444) in Basel.

August 29. Zusammenstoß der Dampfboote Concordia und Gotthard auf dem Zürchersee.

September 14. Lösung der Alabamafrage durch das Schiedsgericht in Genf; England muß an die Vereinigten Staaten von Nordamerika für versäumte Neutralitätspflicht während des amerikanischen Bürgerkrieges die Summe von $15\frac{1}{2}$ Mill. Doll. = $77\frac{1}{2}$ Mill. Franken bezahlen.

September 20. Gaspar Mermillod, katholischer Pfarrer von Genf, der sich ohne die Genehmigung des Staates bischöfliche Funktionen anmaßte, wird vom Genfer Staatsrath seines Amtes entsezt.

September 23. Eröffnung des Kongresses der Friedens- und Freiheitsliga in Lugano.

Oktober 27. Nationalratswahlen; sie sichern der revisionsfreundlichen Partei in der Bundesversammlung eine bedeutende Mehrheit.

Dezember 2. Beginn der Winter sitzung der Bundesversammlung; Hauptthemen sind die Besoldungserhöhung für die Bundesbeamten und Angestellten, die Frage der Revision des Eisenbahngesetzes und die Wahl des Bundes-

rathes, durch welche mit Ausnahme von Challet-Benel, von Genf, der durch Borel von Neuenburg ersetzt wird, alle bisherigen Bundesräthe bestätigt werden; Geresole wird zum Präsidenten ernannt.

1873. Januar 12. In Bern stirbt Herr Lendl, Chef der internat. Telegraphenverwaltung.

Januar 29. Die Diözesanconferenz der sieben Kantone Aargau, Basel, Bern, Solothurn, Thurgau, Luzern und Zug entsezt mit fünf Stimmen gegen zwei (Luzern und Zug) den Bischof von Basel, Eugen Lachat, wegen Gefährdung des religiösen Friedens in der Schweiz und Auflehnung gegen die Oberhoheit des Staates seines Amtes.

Februar 17. Der Bundesrat weist den vom Papste zum apostolischen Vikar von Genf ernannten Bischof von Hebron, Gaspar Mermillod, aus der Schweiz aus.

Februar 26. Der Große Rat von Bern beschließt einstimmig den Bau der Jurabahnen.

März 17. 97 katholische Geistliche des Berner Jura protestiren gegen das Verhalten der Regierung von Bern in der Lachat-Angelegenheit; die Regierung macht aber kurzen Prozeß und entsezt sie ihres Amtes.

April 14. Stirbt Nationalrat Dr. J. Bühler von Luzern.

April 14. In Olten wird der altkatholische Pfarrer Herzog von Luzern unter allgemeiner freudiger Theilnahme der Bevölkerung als Pfarrer der Gemeinde installirt.

April 28. In Bern verstorbt der Führer der Alt-katholiken im Kanton Bern, der allbeliebte Nationalrat Prof. Dr. W. Munzinger von Olten.

Mai 4. Bei der Volksabstimmung über die vom Großen Rathe vorgelegten Gesetze verwirft das Volk bei schwacher Beteiligung die Gesetze über Besoldungserhöhung, Jagd, Fischerei und Rekrutierung der Cavallerie, nimmt dagegen mit schwachem Mehr die Gesetze über Verlegung der Militäranstalten und über die Schützengesellschaften an.

Juni 8. Eröffnung des kantonalen Schützenfestes in Interlaken.

Juni 15. Schweizerischer Volkstag in Solothurn; an der Volksversammlung, die gegen die

Uebergriffe der römischen Geistlichkeit gerichtet war und die Wiederanhandnahme der Bundesverfassungsrevision empfahl, nahmen 15,000 bis 20,000 Menschen Theil.

Juni 22. Eidgenössisches Schwingfest in Münstingen; Preise erhielten im Schwingen: Salzmann (Emmenthal), Zumbrunn (Oberland), Ullmann (Emmenthal), Jaggi (Oberland), Habegger (Emmenthal), Gräbli (Unterwalden), Hübsbrunner (Emmenthal), Oberli (Emmenthal); im Steinstoßen und Steinheben: Engel (Bern), Baumann (Saline Schweizerhall), Kummer, Nob. (Herzogenbuchsee), Weber (Biel).

Juni 22. Fest des schweizerischen Künstlervereins in Bern.

Deutsches Reich.

Aus Deutschland weiß der Bote nicht viel zu melden, die Hauptfrage ist dort wie bei uns in der Schweiz der gegenwärtige Kampf zwischen der römisch-katholischen Geistlichkeit und dem Staat; zu diesem Kampfe ist Deutschland zum Theil dem Beispiele der Schweiz gefolgt und hat damit begonnen, durch ein Bundesgesetz den Orden der Jesuiten zu verbannen. Unterdessen streben die deutschen Altkatholiken, d. h. die Katholiken, welche die Unfehlbarkeit des Papstes nicht anerkennen, danach sich fester zu organisiren und am 20. bis 21. Sept. 1872 hielten sie in Köln einen sehr zahlreich besuchten Congress; zu gleicher Zeit tagten in Fulda die deutschen Bischöfe, um gemeinsame Maßregeln gegen den Staat abzureden.

Österreich.

1873. Mai 1. Eröffnung der Weltausstellung in Wien durch den Kaiser Franz Joseph I.

Frankreich.

In unserm Nachbarlande Frankreich spukt der böse Geist des römischen Papstthums, des Ultramontanismus noch viel stärker als bei uns und in Deutschland. Die Jesuiten und ihr Anhang sind oben auf; dabei wird das Land von Parteiungen zerrissen; auf der einen Seite stehen die Monarchisten, d. h. die Leute, die Frankreich wieder zu einem Kaiser- oder Königreiche

machen möchten, und diese theilen sich wieder in die Anhänger des Grafen von Chambord, des Herzogs von Orleans und der Familie Bonaparte. Die andere Partei, die Republikaner, theilen sich wieder in gemäßigte Republikaner, Radikale und Rothe. Zwischen allen diesen Parteien gelang es dem alten Staatsmann Thiers lange Zeit, sich glücklich durchzuwinden bis endlich 1873 am 24. Mai die französische Nationalversammlung zu Versailles, der wichtigen Dienste, welche Thiers Frankreich geleistet hat, vergessend, ihn vom Präsidentenstuhle stürzte und dafür den Herzog von Magenta, Marschall Mac Mahon, den Befestigten von Wörth und Sedan auf denselben erhob. Der Sieg ist nun ganz in den Händen der Monarchisten und sie beuteten denselben auf schamlose Weise aus, als wollten sie die Republikaner mit Gewalt zur Revolution hindrängen. Ein Glück ist nur, daß die Monarchisten nicht einig unter einander sind und es vermutlich nicht lange dauern wird, bis sich Bonapartisten, Legitimisten und Orleansisten ebenso in den Haaren liegen werden, wie bis dahin Monarchisten und Republikaner.

England.

1873. Januar 9. In Chislehurst stirbt Louis Napoleon Bonaparte als Napoleon III., von 1852 bis 1870 Kaiser der Franzosen.

Italien.

Daß es im schönen Lande jenseits der Alpen, im sonnigen Italien für richtige Leute nicht ganz heimelig ist, beweisen folgende Zahlen: 1871 wurden in Italien 2287 Morde vollbracht, 1486 versucht; Verwundungen mit tödlichen Waffen kamen 33,352 vor; im Jahr 1872 betrug die Zahl der Mordthaten 1633, die der versuchten Morde 1232, die der Verwundungen 29,512; das Land hat eben die Folgen der Jahrhunderte dauernden Pfaffen- und Säbelherrschaft noch nicht verwunden.

Spanien.

Auch in Spanien hat man jetzt wieder eine Republik, daß Gott erbarm! Auch dieses Land wird von streitenden Parteien zerrissen, und zwischen diesen wurde die Stellung des Königs so

schwankend, daß Amadeo I., der im Jahr 1870 erwählte König von Spanien, nachdem er es redlich versucht hatte, dem armen Lande Ruhe und Frieden zu geben, am 12. Februar 1873 die Krone niederlegte und nach Italien zurückkehrte. Mit einer Thronentsagung wurde die Republik proklamirt, aber eine Republik ohne Bestand; von wütenden Parteien zerfleischt, durch den stets wachsenden Aufstand der Gar-
listen bedroht, wird sie sich kaum lange halten können.

Schweden.

Den 19. September 1872 stirbt in Malmö der König von Schweden und Norwegen, Karl XV. Sein Bruder folgt ihm als Oscar II. auf den Thron.

Dänemark.

1872. November 13. bis 14. Furchtbare Sturmfluth an den Küsten der Ostsee, durch welche nicht nur in Dänemark, sondern auch in Schleswig, Holstein, Mecklenburg und Pommern entsetzliche Verheerungen angerichtet wurden. Grenzenlose Noth war natürlich die Folge dieses Naturereignisses.

Holland.

1872. September 2. bis 7. Im Haag, der Residenzstadt Hollands, tagt der Congreß der internationalen Arbeitersgesellschaft. Nach sehr stürmischen Berathungen, welche den Austritt vieler der wichtigsten Mitglieder zur Folge hatten, wurde beschlossen, den Generalrath in London aufzulösen und den Sitz desselben nach New-York zu verlegen.

Amerika.

Im August 1872 betrug die Staatschuld der Vereinigten Staaten von Nordamerika die hübsche Summe von 3,188,058,656 Dollars, also in unserm Gelde beinahe 16,000 Mill. Franken.

November 6. Mit einer Mehrheit von 30 gegen 7 Staaten und einer Volksmajorität von 400,000 Stimmenden wird General U. Grant als Präsident der Vereinigten Staaten für eine neue Amtszeit bestätigt.

November 9. Ungeheure Feuersbrunst im Handelsquartier der Stadt Boston, Schaden über 500 Mill. Franken.

November 29. Stirbt in New-York Horace Greeley, der Gegenkandidat Grant's, der Herausgeber einer der wichtigsten amerikanischen Zeitungen, der „New-York Tribune“, ein selbst von seinen politischen Gegnern geschätzter Mann.

1873. April 1. Schiffbruch des Dampfers Atlantic bei Prospect Cap in Nordamerika. 325 Menschen wurden gerettet, 60 kamen um, unter diesen viele schweizerische Auswanderer.

Asien.

1873. Mai und Juni. Unglücklicher Feldzug der Holländer gegen den Sultan von Atchin auf der Insel Sumatra und glücklicher Feldzug der Russen gegen den Khan von Chiwa in Turan; im Juni wurde die Hauptstadt Chiwa von den Russen erobert.

Entweder — oder.

„Meine lieben Mitbürger! Entweder — oder. — Entweder die Feinde kommen heran oder sie kommen nicht heran! Lasset uns als Familienväter und Patrioten handeln. Kommen sie, so ergeben wir uns, kommen sie nicht, so wollen wir uns wehren bis auf den letzten Blutstropfen!!!“

Ein einfältiger Lehmann

brachte seinem Gutsherrn einen Korb mit Aepfeln zum Geschenk. Der Herr hatte draußen ein paar Affen, welche sich über den Korb hermachten und die besten Aepfel verzehrten. Den Rest brachte der Bauer der Herrschaft. „Warum habt Ihr nicht einen ganzen Korb voll von diesen Aepfeln gebracht, ich hätte sie Euch gern bezahlt!“ sagte der Gutsherr. „Verzeiht Herr!“ erwiderte der Schlaufkopf; „Ihre Söhne haben draußen bereits das Beste aufgegessen.“

Ein Widerspruch.

Kaiser Nikolaus ging einmal an einem schönen Ostertag unbegleitet aus dem Palast und grüßte die Schildwache, die auf dem Posten stand, nach russischer Sitte am Osterfest mit den Worten: „Christ ist auferstanden!“ worauf dann mit der Formel erwidert wird: „Fürwahr, er ist es.“ Der Soldat blieb indessen steif stehen, schwieg und der Kaiser wiederholte: „Christ ist auferstanden!“ „Das ist nicht wahr!“ erwiderte nun die Schildwache ganz ernsthaft. „Was?“ rief der Gewaltige erstaunt: „ist der Kerl besessen? Ich sage Dir: „Christ ist auferstanden!“ „Und ich sage Dir,“ versetzte der Soldat, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, „es ist nicht wahr!“ „Kerl,“ rief der Kaiser noch erstaunter, „wo bist Du her — Was bist Du?“ Und der Soldat antwortete ohne alle Verlegenheit: „Ein Jude.“ Der Kaiser aber ging fort, lachend über den kräftigen und unerwarteten Widerspruch des Israeliten.

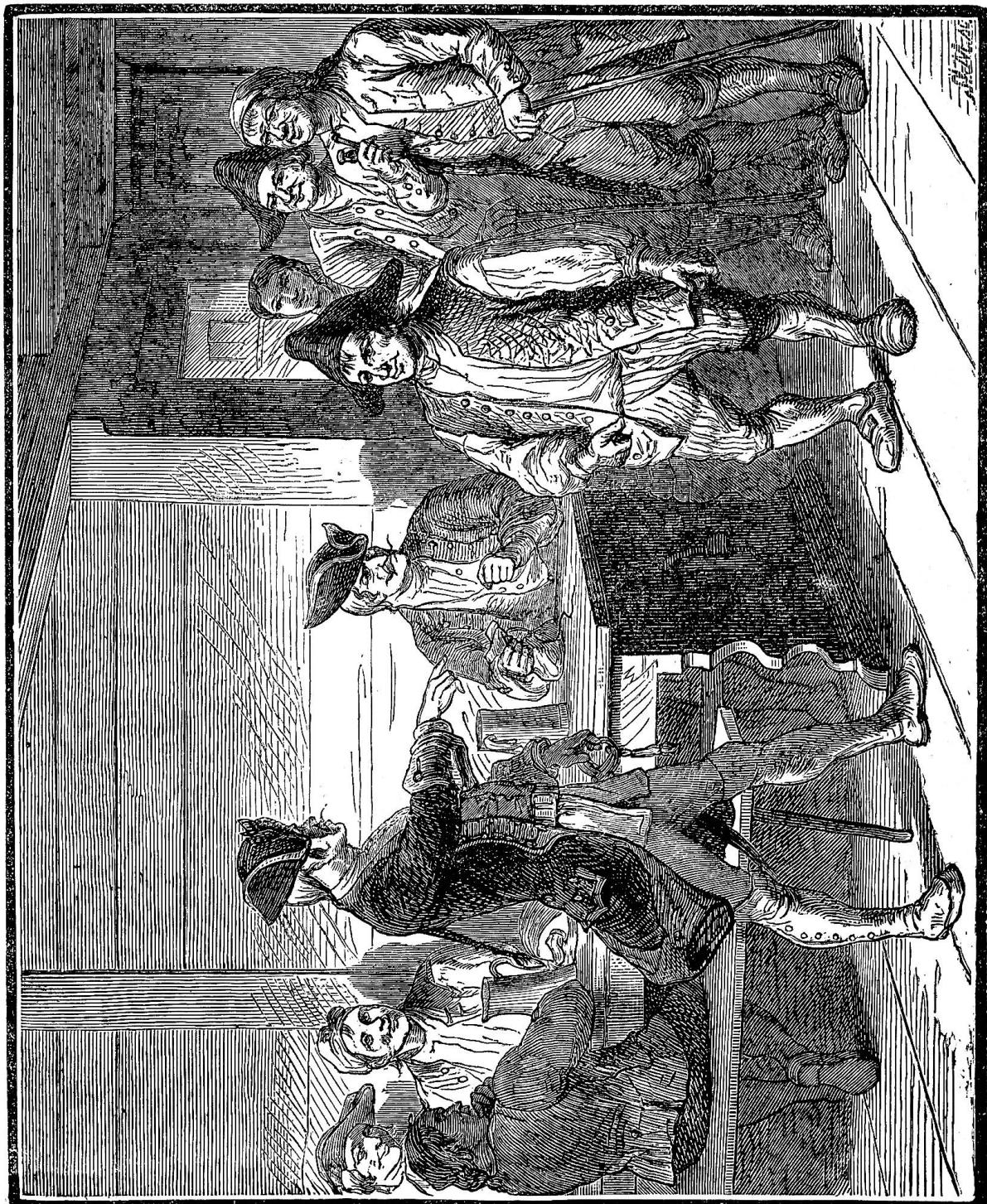
Ein Stücklein aus alter Zeit.

(Abbildung auf Seite 13.)

Es war an einem schwülen, unwetterdrohenden Sommerabend, als auf der holperigen unebenen Straße, die von Schlanhofen nach Witzigen führt, 3 Männer dahinschritten. Schwarzblaue Wolken hatten sich gegen Abend aufgethürt und hie und da fuhr ein Windstoss brausend durch die Dämme; „nun heißt es pressen,“ meinte der kleinste der drei Männer, ein mageres, verwachsenes Männchen mit schwerem Hausratkasten auf dem Rücken, „nun heißt es pressen, wenn

wir vor dem Wetter zu Witzigen im Bären sitzen wollen; allweg wartet es nümme lang!“ und damit schritt er trotz seiner unansehnlichen Gestalt und seiner schweren Last so rüstig aus, daß die beiden Andern, stattliche Männer von militärischem Ansehen, kaum mit ihm Schritt halten konnten. Wenn der Bot sagt, die Beiden hätten militärisch ausgesehen, so darf sich der geneigte Leser nicht etwa einen schmucken Scharfschützen mit Käppi und Betterlistuher oder einen stattlichen Dragooner, wie sie heute sind, vorstellen. Unsere Geschichte spielt nicht im Jahre 1873, sondern mehr als 100 Jahre früher in den 30er des vorigen Jahrhunderts; darum saß auch statt des Käppis ein dreiseitig aufgefrempter Hut auf dem wohlbequerten Haare und ein stattlicher Bopf, festgewickelt und gewichst, hing über den Rücken der Beiden herab. Silberne Tressen auf der dunkelblauen Uniform verriethen, daß die Männer zu den Unteroffizieren gehörten, während ihr strammer Gang, die Präzision ihrer Bewegungen darauf schließen ließen, daß sie eher zu einem auswärtigen Heere, als zu der um diese Zeit sehr gemüthlich und nachlässig gewordenen Landesmiliz zählten.

Es waren zwei preußische Werber, wie sie damals noch zahlreich in allen Ländern deutscher Zunge herumzogen, um dem damaligen Preußenkönig Leute für sein berühmtes Regiment riesiger Grenadiere zu suchen. War auch das Werben für den fremden Dienst damals für die Staaten, mit denen keine bestimmten Kapitulationen bestanden, nicht gerade erlaubt, so drückten doch die gestrengen Herren Landvögte hie und da ein oder auch beide Augen zu, wenn so ein Werber durchs Land gezogen kam, besonders wenn der Herr Landvogt etwa, wie dies häufig der Fall war,



Ein Süßlein muss alter Zeit.

selbst Offizier in fremden Diensten gewesen war.

Bis dahin hatten unsere beiden Werber im Bernerlande wenig Glück gehabt; stattliche, große, junge Männer hatten sie zur Genüge gefunden, aber wie sie ihnen auch hinter der Flasche das preußische Soldatenleben mit den schönsten Farben ausmalten, anbeissen wollte keiner; wenn die Leute auch oft genug über die Herren von Bern und die strengen Landvögte schimpften, sie wollten doch noch lieber unter der Bärentalpe als unter dem preußischen Ladstocke stehen. In Deutschland draußen hätten sich die Werber wohl zu helfen gewußt; für einen widerspenstigen Bauernburschen gab es List und Gewalt und steckte er nur erst einmal im blauen Rocke, so gab es für ihn kein Entrinnen mehr. In der Schweiz aber und namentlich in der Republik Bern, die damals mit Preußen im guten Einvernehmen war, mußten sie zahmer aufreten und von Gewalt konnte keine Rede sein, höchstens von List. So war es denn kein Wunder, daß die beiden Werber, der Feldwebel Bäumle aus dem Schwabenland und der Wachtmeister Jaggi aus dem Solothurnischen ziemlich verdrießlich des Weges nach Witzigen dahin zogen, um dort ihr Glück noch einmal zu probiren. Unterwegs hatte sich zu ihnen noch der allbekannte Wylersepp, der Hausterer, gesellt, der ebenfalls nach Witzigen wollte und der den beiden als ein geweckter Mann, mit allen Verhältnissen der Gegend wohl bekannt, als Gesellschaft ganz angenehm war. Sie fragelten ihn aus über dies und jenes; wo etwa ein Sohn sei, dem es zu Hause nicht mehr wohl sei, wo ein junger Ehemann mit bösem zänkischem Weibe, oder ein Bursche, der sich mit seinem Schatz entzweit und über Alles wußte der Wylersepp Bescheid und meinte, wenn die

Herren ihm ein ordentliches Trinlgeld versprächen, so wußte er es wohl zu machen, daß zu Witzigen ein paar stattliche Burschen Handgeld nähmen. Unter Fragen und Antworten waren die drei rasch vorwärts gekommen und als die ersten Regentropfen fielen, da bogen sie schon um die letzte Waldecke und sahen Witzigen, in grünen Obstbäumen versteckt, gerade vor sich liegen. Bald war der Bären erreicht und nicht lange dauerte es, bis die Gaststube von den jungen Witzigerburschen gefüllt war. Der Wylersepp war im Dorfe hin und her gelaufen, die Leute zusammenzutreiben und sie ließen sich nicht lange bitten; wie die Fliegen dem Lichte zu, so zog es sie zu den statlichen Werbern, die so schön vom herrlichen Soldatenleben und von all' ihren Kriegsthaten zu erzählen wußten; zudem gab es da Wein genug auf Kosten der Werber; kein Wunder, wenn deshalb die jungen Bursche die Mahnungen der Mutter oder gar des Schatzes leicht nahmen und höchstens sagten: „Häß' nit Kummer, wer Witziger fah will, muß früh uftah!“ Kein Wunder, wenn an allen Tischen der Gaststube die Witzigerburschen dicht gedrängt saßen, als die beiden Herren Werber mit vornehm leutseliger Miene, den dreikrempigen Hut schief aufs Ohr gedrückt und den langen Schnurrbart feck nach oben gedreht, aus des Wirths Hinterstühl herauskamen und sich zu den Leuten setzten. Mit vergnügten Blicken musterten sie die anwesenden Bursche, waren doch die meisten groß und stämmig gewachsen; der Wylersepp hatte seine Schuldigkeit gethan, und die Werber waren mit ihm zufrieden. Wer weiß, ob sie es gewesen wären, wenn sie gewußt hätten, was der schlaue Sepp, der es faustdick hinter den Ohren hatte, mit den Burschen, die er zusammentrieb, verhandelt hatte; Städter oder einen Fremden zu häns-

seln, war schon damals eine wahre Lust für die Witziger, und der Sepp, der von Alters her einen Zahn auf die Werber hatte, die ihm seinen einzigen Sohn auf Nimmerwiederkehr fortgelockt hatten, war gerade der Mann dazu, den Witzigern dazu zu verhelfen.

Es ging im Bären Alles wie am Schnürchen. Die Werber, die wohl wußten, daß man bei den Bernerbauern nicht gleich mit der Thüre in's Haus fallen dürfe, fingen an, recht leutselig mit den Burschen zu verkehren, sprachen vom Wetter, von der Ernte, vom Vieh u. s. w., räsonnirten auch wohl hie und da ein wenig über die gnädigen Herren und Obern von Bern und sagten, wie eigentlich der Bauer im Bernerbiet ein armer und geplagter Mann sei, und wie ganz anders und besser es doch ein preußischer Soldat habe; sie erzählten von Kriegsthaten und reicher Beute, von Ehrenzeichen und Beförderung, von schönen Weibern und vom lustigen Leben im Lager und in der Garnison; dazwischen schenkten sie fleißig ein und tranken den Burschen fleißig zu. Nach ächter Bernermanier blieben diese ziemlich schweigsam und gaben diplomatischen Bescheid. „Ja, ja,“ meinten sie, „es sei wohl nicht Alles, wie es sein sollte, und allweg sei der Bauer hier mehr ein geplagter Mann, zumal bei den bösen Zeiten, wo Frucht und Vieh fast nichts gelte; daneben aber wisse man doch, was man habe, tauschen habe schon manchen gereut; man könne öppে geng no luege u. s. w.“ Die Werber merkten, daß sie auf diese Weise nicht zum Ziele kamen, aber sie glaubten mit Wein und Versprechungen genug eingehetzt zu haben, um einen Hauptschlag wagen zu dürfen und mit der Sprache entschieden herauszurücken. „He da, Bärenwirth,“ rief plötzlich der lange Wachtmeister und schlug mit der Faust auf den Eichentisch, daß er

dröhnte; „bring Wein her, aber nicht von deinem Nachenpuzer hier, sondern vom besten, den du hast, und wenn die Maß eine Krone kosten sollte; ein königlich preußischer Soldat läßt sich nicht lumpen, Kreuzdonnerwetter; wir wollen euch Witzigern einmal zeigen, wie es unsereins gewohnt ist!“ „Ja,“ sezte der Feldwebel bedächtig zu, „und bringt auch etwas zum Essen mit, Hammern, Wurst und Käss, das paßt zum Wein, und macht neuen Durst; das sind unsere Gäste!“ Der Wirth eilte so schnell es ihm sein Bäuchlein erlaubte, und bald standen Kannen voll edeln Waadtländerweines auf den Tischen, und wacker wurde denselben, sowie den rasch aufgetragenen Speisen von Werbern und Bauern zugesprochen, bis endlich die Köpfe sich röther färbten und die Augen mutiger und lustiger funkelten. Hatten die Bursche bis dahin nur mit halbem Ohr den Andeutungen der Werber gelauscht, so schienen sie nun ihren deutlichen Anerbietungen und Versprechungen ihre ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden, und wenn die Werber von Krieg und Schlachten sprachen, da blitzten die Augen, da flirrten die Kannen, da dröhnten die Faustschläge auf dem Tisch. Aber kurios, jedesmal, wenn die Werber einen stattlichen Fisch an der Angel zu haben glaubten, wenn sie meinten, jetzt könne es nicht fehlen, der oder jener nehme Handgeld, auf einmal war das Fischchen wieder ab dem Haken; die Bursche schüttelten den Kopf und meinten, sie kämen schon gern, aber es schicke sich ihnen neue nicht recht. Der sollte bald den Hof übernehmen, den ließ sein Schatz nicht fort, und der dritte hatte eben ein paar Kühe gekauft, die ihn reuteten. Wenn die Bauernsöhne so redeten, so thaten es ihnen die Knechte und Lehmannsleute wacker nach; sie tranken den Wein und ließen sich Wurst und Hammern

nach Kräften schmecken; sie thaten, als ob der preußische Kriegsdienst sie gelüste, aber wenns Ernst werden sollte, ba gingen sie mit einem Mal wieder zurück. Die Werber redeten sich ganz in die Hize hinein und sprachen in ihrem Zerger dem Weine mehr zu, als gerade nöthig ist, um einen klaren Kopf zu behalten; die goldenen Berge, die sie versprachen, wurden immer größer, das Soldatenleben immer schöner und herrlicher, aber Alles wollte nichts helfen, keiner biß an.

Hinten dem Tische beim Ofen saß ein riesiger junger Bursche, der alle seine Gefährten fast um einen halben Fuß überragt, mit mächtigen Schultern und Armen, Händen wie Bärenzähnen und einer Brust wie ein Tannenhor; auf den hatten es die Werber zunächst abgesehen, denn der Wylersepp hatte ihnen verrathen, er sei ein armes Lehmannli auf einem mageren Hof mit grossem Zins und möge es schon in guten Jahren kaum machen. Der hatte stillschweigend fast den ganzen Abend dagesessen, an seiner Pfeife gezogen, dem Weine wacker zugesprochen und nur hie und da eine Frage fallen lassen. Lange hatten die Werber ihn bestürmt; seine Antwort war immer dieselbe: ihm gefalle es auf dem Hungerbühl noch lange wohl, und ob er es bei den Preußen besser mache, das wisse er nicht; ein Spatz in der Hand sei allweg besser, als zehn auf dem Dache. Aber die Werber setzten nicht ab, und als nun auch noch ein paar Kameraden dem Hungerbühlpeter den Kopf warm machten und ihm zusprachen, er solle es probiren, da schien der junge Riese schwankend zu werden und endlich sagte er ja und versprach dem wein- und freudetrunkenen Feldwebel Handgeld zu nehmen, aber er wolle es fogleich haben und zwar nicht weniger als 50 Kronen. Trotz ihres Rausches machten die Werber dazu ein

saures Gesicht; die Summe war größer, als sie es erwartet hatten; aber dafür musste ja der Kerl zum mindesten seine $6\frac{1}{2}$ ' messen, das sah jeder, der seinen mächtigen Bau betrachtete, und für einen solchen war einem richtigem Werber kein Geld zu viel. Hätten sie jedoch das spöttische Lachen gesehen, das den Bauern um die Maulecken zog, sie hätten sich vielleicht zweimal besonnen, bevor sie die Käse so im Sacke kauften. „S'ist viel Geld,“ meinte halblallend der Wachtmeister und strich sich den laugen Schnauz, „aber ein preußischer Werber vermag, da hast du deine 50 Kronen in blankem baarem Silber; jetzt bist Du preußischer Rekrut und kommst heute Nacht noch mit uns zum Werbhauptmann nach W. Gib' acht, Du wirst noch einmal Flügelmann, wenn nicht Korporal bei den Grenadiere. Und nun komm hervor und leiste den Handschlag!“ Hungerbühlpeter presszte nicht; er hat noch ein paar tüchtige Züge aus seiner Pfeife und zählte das Handgeld, das vor ihm lag, genau nach. „S'ist recht,“ meinte er und strich die blanken Kronen vergnüglich ein, „da habt ihr mich, wenn ihr mich brauchen könnt,“ und damit kam er hinter dem Tische hervor und laut und gellend platzte mit einem Male das Lachen der Bauern heraus. „Himmelfreuzdonnerwetter!“ fluchte der Feldwebel; „Bassa maneka,“ schimpfte der Wachtmeister; vor dem Tische stand ein Mann kaum von Mittelgröße mit mächtigem Kopf und Überleib, mit gewaltigen Schultern und Armen, aber mit verkümmerten, krummen Beinen und Plattfüßen, zum Soldaten so untauglich als möglich. „So da bin ich,“ meinte Peterli, „also Flügelmann oder Korporal soll ich werden bei den Grenadiere! mir ist's schon recht, aber geglaubt hätte ich es nie.“ — Die beiden Werber wetterten und fluchten; sie

verlangten, Peterli solle das Handgeld wieder herausgeben, sie drohten mit dem Säbel und mit den Gerichten. Half Alles nichts. Von allen Bauern unterstüzt, behielt Peterli seine 50 Kronen, die ihm für einen fälligen Zins trefflich zu statten kamen; mit dem Säbel zu drohen, ist gefährlich, wenn ihrer zwei einer ganzen Stube voll rüstiger Bernbauern gegenüber stehen, und daß mit den Gerichten nichts zu machen war, das wußten die Werber selbst im Rausche, und so blieb ihnen halt nichts Anderes übrig, als vor den drohend geschwungenen Dornstöcken und Stuhlhainen der Witziger, nicht ohne vorher zur Verichtigung der schweren Worte gezwungen worden zu sein, den Rückzug anzutreten und fluchend und wetternd das Weite zu suchen; wäre ihnen der Wylersepp in die Hände gelaufen, er wäre wohl kaum mit heiler Haut davon gekommen, denn daß der da die Hand im Spiele gehabt hatte, das ließen sie sich nicht ausreden. Der Wylersepp war aber kein Narr, er hütete sich wohl, den Werbern, die wie begossene Pudel von Witzigen fort zogen, in den Weg zu laufen; mit dem kreuzvergnügten Hungerbühlspeterli und den lustigen Bauern saß er, bis in die tiefe Nacht des gelungenen Streiches sich freuend, beim guten alten Waadtländer des Bärenwirthes.

Ein arger Lügner

prahlte einst in Gesellschaft, er sei schon in fünf Minuten eine halbe Stunde weit geritten. Man bat einen anwesenden Stallmeister, einen tüchtigen Reiter, um seine Meinung darüber, und dieser sagte trocken: „Reiten kann ich's nicht, aber lügen kann ich's auch!“

Zeit ist Geld.

Mädchen. Büt' gar schön um ein kleines Almosen. Sieben unversorgte Kinder... Frau. Sie wird doch nicht sieben Kinder haben?

Mädchen. Aber meine Mutter. Übermorgen wird's der dritte Tag, daß wir nichts zu Mittag gegessen haben.

Frau. Glaub's ja, wenn's unterbesten nicht geschieht. Ich will Dir einen Fünfer geben, wenn Du mir einen Zuber Wasser holst. Der Brunnen ist im Hofe.

Mädchen. Da wär' ich ein Narr, die Zeit zu versäumen. Bis ich das Wasser hole, hab' ich mit dem Betteln wenigstens ein Zwängzgerli verdient.

Ein Vater

sagte einst zu seiner erwachsenen Tochter: „Heirathe, so wirst Du wohl thun; heirathe nicht, so wirst Du besser thun!“ — „Ich will nur wohl thun, lieber Vater!“ antwortete die Tochter; „das Besserthun will will ich gern Andern überlassen.“

Der gute Familienvater.

Ein Bettler sprach einen Herrn um eine Gabe an und sagte: „Ich bitte Ew. Gnaden um eine kleine Unterstützung für einen unglücklichen Vater von sechs lebendigen Kindern, welche keine Eltern haben, die für sie sorgen.“

Ein junger Mensch

war so unwissend, daß er seinen Namen nicht schreiben konnte. „Was mache ich denn?“ fragte er einst, als er notwendig eine Schrift mit seinem Namen unterzeichnen sollte. — „Ja nun,“ antwortete ein Spötter, „machen Sie nur eine Null und ein Kreuz.“ OX.

Irren ist menschlich.

„Wie man sich irren kann! In der Ferne glaubt' ich, Sie wären Ihr Herr Vetter; dann mein' ich, Sie wären es selbst, und jetzt seh' ich erst, daß Sie Ihr Herr Bruder sind.“

Wie hoch

kommt das Holz? fragteemand einen Taglöbner, der vor der Thür eines Hauses Holz in solches trug. „Drei Stägen uf,“ war die Antwort.

Warum hifß Adam

in den Apfel? fragte ein Schulmeister einen Bauernknaben. „Weil er kein Messer hatte,“ war die gründliche Antwort.

Der Zwergenring.

(Mit einer Abbildung.)

Es war Nacht geworden; nur wenige Sterne blinkten zwischen den Wolken des trüben Herbsthimmels hervor, und der Sturmwind fegte die gelben Blätter von den Bäumen und brauste durch den Wald, daß die Bäume ächzten und stöhnten. Es war wüst und unfreundlich draußen; desto freundlicher aber und gemüthlicher sah es drinnen aus in dem stattlichen Bauernhofe, wo um den großen Tisch der Stube die ganze Familie beim hellen Lampenschein versammelt war. Oben an sitzt der weißhaarige Großvater im Lehnsstuhl, und Kinder und Enkel bis zu den kleinsten Flachsköpfen hinab lauschen gespannt seinen Worten; denn der Großvater ist wieder am Erzählen und hat aus dem reichen Schatz seines Gedächtnisses eine jener alten Sagen hervorgeholt, die wohl schon lange

vergessen wären, wenn nicht eben alte Leute noch gerne von ihnen berichteten. Es war still in der Stube; man hörte nichts als den Pendelschlag der alten Schwarzwälderuhr, das Gausen des Windes, der an den Fensterläden rüttelte, und die klare milde Stimme des Großvaters.

Und wie ich euch's sage, so war es früher, fuhr er fort; Land auf Land ab, wo jetzt stattliche Bauernhöfe stehen, reiche Kornfelder ihre goldenen Lehren tragen und Obstgärten ihren Herbstseggen spenden, war früher ein wild und öd Land, mit wenigen Dörfern, spärlich angebaut, von Wald bedeckt; nur wenige Straßen führten durch das Land, und wer sie wandern mußte, der bestellte vorher sein Haus; denn die Straße war gefährlich; auf Felsen und Hügeln klebten damals wie Falkennester die Burgen und Schlösser der großen und kleinen Herren und die Straße war diesen zinspflichtig. Von ihren Thürmen spähten die Herren in's Land hinaus und wo sich ein Krämer zeigte mit seinen schwerbeladenen Packpferden, wo ein Bauer seine Kinder zu Märkte treiben wollte, da sahen es die Herren und brachen mit Schwert und Spieß aus ihren Mauern hervor, um Bauernrinder und Krämerpferde in ihre Schlößchen heraufzuholen. Heutzutage nennt man das Räuberei und das Zuchthaus wäre der Lohn solcher Strauchritter, damals galt es als ein ritterlich Gewerbe, wie es sich für einen edeln Herrn schickt und wurde überall betrieben, bis endlich im Berner Lande der Bär mit schweren Tazzen dazwischen fuhr und seine Leute vor der Habgier der Junker schützte. Damals stand auch drüben an der Aare auf steilem Hügel ein Schlößchen, darin hausten die Herren von Rothberg. Sie waren ein vornehm, aber arm Geschlecht; das Schlößchen fest, aber alt und ärmlich,



Der Zwergenring.

Kisten und Keller leer, wenn sie nicht durch einen glücklichen Fang auf der Landstraße gefüllt würden; und damit wollte es nicht mehr recht gehen; Bern war wohl noch ein kleines Städtchen und der starke Bär noch jung, aber er litt das Raubwesen schon nicht mehr in der Nähe, und mit schwerem Ärger mussten die Herren von Rothberg weit hinab in's Land reiten, wenn sie ihrem ritterlichen Gewerbe obliegen wollten, und selbst da unten war es nicht mehr sicher; denn als einst Ritter Burkhardt von Rothberg recht vergnüglich mit einer Heerde geraubter Küh bei Nacht und Nebel seinem Schloßchen zuritt, da ward es auf einmal rings im Walde lebendig; heller Fackelschein warf rothglänzende Lichter auf trosige Männer und blinkende Waffen; der Weg wurde dem Rothberger versperrt, und nach kurzem tapferem Widerstand fiel der edle Ritter von Bauernhand erschlagen, mit einem schweren Seufzer über die böse Welt, wo es einem Edelherrn nicht einmal mehr erlaubt war, sein ehrlich Räuberhandwerk zu betreiben. Mit seinem Fall war der Kampf zu Ende; die Bauern und Bürger trieben ihr gerettetes Vieh wieder heim, schwer beladen mit erbeuteten Waffen; die Knechte des Rothbergers hatten sich in den Wald geflüchtet, und nur Einer war zurückgekehrt, den todtan Herrn auf sein Ross zu laden und ihn in's Schloßchen zu seiner Frau zu bringen.

Frau Gertrud von Rothberg war kein schwächliches, zimpferes Weib; sie schrie nicht auf, als ihr der Knecht den Ritter heimbrachte; vielleicht hatte sie das bei dem wüsten Leben ihres Mannes nicht anders erwartet; aber sie sorgte für ein ritterlich Begräbniß, wie es einem Herrn von Rothberg zukam. Wenn sie auch nicht viel gute Tage bei dem wilden Gesellen zu rühmen hatte, so beklagte

sie seinen Tod doch aufrichtig und dachte wehmüthig an die erste Zeit ihres Ehestandes zurück, da Burkhardt noch als wackerer Burg herr sein Land bebaute und noch nicht, durch böse Kameradschaft verführt, sich dem Raubwesen ergeben hatte. Lange Zeit zur Wehmuth hatte Frau Gertrud nicht; denn nun, da ihr Mann erschlagen war, fiel ihr die Sorge um Haus und Hof vollständig zu und wenn sie ihrem kraushaarigen Knaben, der mit des Vaters Kraft und Muth das gute Herz und den milden Sinn der Mutter verband, sein schmales Erbtheil erhalten wollte, so galt es nicht die Hände in den Schoß zu legen; denn der gierigen Hände gab es gar viel, die nach den letzten Besitzungen der Rothberger gar zu gerne gegriffen hätten.

Frau Gertrud nahm die Zügel fest in die Hand, und was ihr Mann bei allem Loben und Wüthen nicht erreicht hatte, das gelang ihrem freundlichen und doch festen We' en. Die störrischen Lehnsleute wurden der ernsten Frau gegenüber leutsam und gefügig und zahlten Zinsen, leisteten Frohnden ohne Murren, und wo sie durch's Dorf schritt, den aufblühenden jungen Burkhardt an der Hand, da slogen die Hüte von den Köpfen und ehrerbietig wurde ihnen der Gruß dargebracht. Nur die Kinder und die alten Mütterchen wußten nicht viel von Chrfurcht, die erstern ließen jubelnd und lärmend der schönen guten Schloßherrin zu, die für jedes ein freundlich Wort, manchmal wohl auch einen rothbackigen Apfel oder ein paar Nüsse hatte und diese segneten Frau Gertrud, als ihre Helferin in allen Nöthen.

So lebte Frau Gertrud lange Zeit stille auf ihrem Schloßchen und was sie ergriff, das geriet ihr; ihre Acker trugen die reichste Ernte, ihre Bäume das schönste Obst; ihr

Wich blieb verschont von Seuchen, und daß Wolf oder Bär in ihre Heerden eingebrochen wären, dessen wußte sich Niemand zu erinnern. Freilich gab es Leute genug, die sagten, das gehe nicht mit rechten Dingen zu, und Frau Gertrud könne jedenfalls mehr als Brod essen, wenn sie nicht vielleicht gar mit geheimnisvollen Mächten im Bunde stehe; man mußte Manches, aber wenn man die edle Frau schaften und walten sah, wenn man sah, wie sie sich der Kranken und Armen annahm und wie ein rettender Engel in den elendesten Hütten, am Krankenlager und am Todbett erschien, da merkten die Leute doch, daß diese geheimnisvollen Mächte jedenfalls keine bösen sein könnten, und man verzieh' es Frau Gertrud sogar, wenn die Schloßfelder vom Hagel verschont wurden, während ringsum das junge Korn von den schweren Schlossen zu Boden geschmettert wurde.

Die Leute hatten nicht ganz Unrecht; es war etwas Geheimnisvolles mit dem Segen, der Frau Gertrud auf Schritt und Tritt begleitete; aber etwas Unheimliches war es nicht. Damals hausten noch in den Höhlen und Klüsten der Berge die Bergmännlein, ein seltsam aber kein böß Geschlecht. Es waren kleine Leute, die größten kaum eine Elle hoch, in grauem Bergmannskleide, die klugen Gesichter vom langen Bart und der Kapuze umrahmt. Die hüteten, so berichtet die Sage, das edle Gestein im Innern der Berge; die Menschen scheuteten sie, doch thaten sie ihnen kein Leid, sondern liebten es vielmehr, im Stillen und unbemerkt allerlei Dienste zu leisten; nur wollten sie nicht beobachtet sein und wo sie merkten, daß man ihnen nachspüre, daß verschwanden sie zornig im Geflüste, und mit ihnen nicht selten Glück und Segen eines Hauses. Ihre Frauen hausten tief innen

in den geheimsten Gewölben der Felsen und selten hat je ein sterblich Auge eine der zierlichen, zarten Gestalten erblickt. Auch unter dem Hügel, der Schloß Rothberg trug, wohnte in verborgener Felsenklause das kleine Volk, aber vor den wilden Mittern und ihren rohen Gesellen hielt es sich schen verborgen.

Es mochte seit Ritter Burkhardts Tod etwa ein Jahr verflossen sein, als in einer wilden dunkeln Nacht wie heute, Frau Gertrud plötzlich aus dem Schlafe erwachte; sie war lange in bangen Sorgen wach gewesen; denn so klein ihre Herrschaft war, so groß war ihre Last, und fast schutzlos wäre die Wittwe mit ihrem Söhnchen den raubgierigen Nachbarn gegenüber gestanden, wenn nicht die Furcht vor der gewaltigen Faize des Berner-Bärs, der Ordnung im Lande hielt, die theuren Vetter noch etwas im Baume gehalten hätte. Das Herz war ihr schwer, und lange dauerte es, bis die bekümmerte Witwe, ihr Vertrauen auf Gott setzend, im Schlafe ihren Kummer vergaß.

Da plötzlich weckte sie ein heller Lichtschein; sie fuhr auf aus dem Lehnsstuhle, in dem sie eingeschlummert war, und vor ihr stand ein kaum ellenhohes Männlein, dessen weißer Bart bis zum Gürtel herabwallte; der seltsame Lichtschimmer ging von seiner Kapuze aus, von deren Spitze ein Edelstein wie ein Stern erglänzte. Verwundert und halb erschreckt starnte Frau Gertrud die seltsame Erscheinung an; von Bergmännlein hatte sie schon viel gehört, aber noch keines gesehen und das, welches sie jetzt vor sich sah, blickte sie aus seinen grauen Augen so bittend und wehmüthig an, daß ihr Schreck bald einem herzlichen Mitleide Platz machte. Wer bist du und was willst du hier? fragte Frau Gertrud nicht unfreundlich; das Männchen schüttelte den

eisgrauen Kopf, daß der Edelstein auf seiner Kapuze sein helles Licht bald hier-bald dort hin spielen ließ; aber es erwiederte kein Wort; stumm deutete es auf eine Offnung in der dicken Burgmauer, die Frau Gertrud bis dahin noch nie bemerkte hatte, und winkte ihr zu folgen. Frau Gertrud war eine starke, muthige Frau, aber so mit dem Zwergen fortzugehen, ihr Kind zu verlassen, dazu konnte sie sich doch nicht gleich entschließen, wenn ihr auch ihr mitleidig Herz deutlich genug sagte, daß sie irgend wo helfen solle. Aber das Männlein blickte sie so flehentlich an und bat mit stummen Gebeten so innig, daß sie ihm folgen mußte. Rasch entschlossen kniete sie bei der Wiege ihres Söhnleins nieder und betete inbrünstig zum Herrn und seinen Engeln, daß sie ihr Kindlein bewahrten; dann stand sie auf; klug besonnen nahm sie noch aus ihrer Truhe ein paar Arzneimittel mit, wie sie damals jede rechte Hausfrau kennen und anzuwenden verstehten mußte; denn sie konnte sich wohl denken, daß die Zwerge ihre Hülfe für eine Kranke in Anspruch nähmen; noch einmal küßte sie ihr Kind, hüllte sich in einen dunkeln Mantel und winkte dem Zwerge voranzugehen. Bald waren beide in der Maueröffnung verschwunden und stiegen eine enge Treppe hinab, die vielfach gewunden zu den Kellern der Burg und durch ein verborgenes Pförtchen in den Fels hinein führte. Mehrmals noch versuchte es Frau Gertrud, ihren schwigsamen Führer zum Sprechen zu bringen; aber vergebens, er schüttelte wieder und immer wieder das Haupt und winkte ihr flehentlich zu folgen. Lange wanderten die beiden durch die unterirdischen Gänge, die vom Scheine des Edelsteins seltsam erhellt waren; bald war der Pfad schmal und enge, bald wieder erweiterte er sich zu prachtvollen Gewölben, wo weiße Tropfstein-

säulen von der Decke zum Boden und vom Boden zur Decke strebten; da blinkten aus dem Gesteine kostbare Erzstufen im silbernen und goldenen Schein, dort glänzte und funkelte es von Edelstein, wie wenn der Sonnenstrahl sich im Thautropfen spiegelt. Und überall in den Klüften und Spalten sahen die Bergmännlein mit kummervollen Gesichtern, stumm, den Kopf auf die Hände gestützt. Kein Laut unterbrach die Stille des Berges, als das leise Knirschen des Fußtrittes auf dem weichen Sande und bald oben bald unten, bald rechts bald links das Rauschen der Nare. Endlich war das Ziel erreicht; Frau Gertrud stand in einer weiten hohen Halle, vom Lichte von tausend Edelsteinen wundersam erhellt, von seltsam geformten Tropfsteinsäulen getragen; ihr Führer war verschwunden, und statt seiner stand vor ihr der Zwergenkönig im schimmern den Gewande, auf dem Haupt die goldene Krone, aus der ein riesiger Diamant wie eine Sonne strahlte. Sein Antlitz war jugendlich und schön; sein langer Bart glänzte wie Gold, aber auch sein Gesicht war trüb und kummervoll; stillschweigend sah er Frau Gertrud bei der Hand und führte sie in ein klein Gemach; da lag auf kostbarem Bett ein bleiches Weibchen, die Königin der Zwerge in schwerem Weh, umgeben von rathlosen Dienerinnen. Mit dem erfahrenen Blicke einer Mutter sah Frau Gertrud gleich, was Noth that; sie stand der bleichen Zwergenkönigin bei in ihrer schweren Stunde; mit den Arzneien, die sie mitgebracht hatte, verstand sie das arme Bergweibchen zu stärken und zu kräftigen, und als sie nach ein paar Stunden das Gemach verließ, da schloß die Königin mit friedlichem Gesichte, und der König hielt strahlenden Gesichtes sein kaum daumengroßes Söhnlein im Arme. Draußen in der Halle aber tönte es leise von jubelnden

seinen Stimmen, die aus allen Gängen und Geklüftten des Gesteins herüberschallten wie fernes Glockengeläute, und alle die trüben Gesichter der Bergmännlein hatten sich mit einem Male erhellt und die klugen Augen blickten freudig dankbar zu Frau Gertruds freundlichem Gesichte herauf; die kleinen Gestalten drängten sich um ihre Füße, und küßten den Saum ihres Kleides. Und als der König aus dem Gemache in die Halle trat, da begrüßte ihn tausendstimmiger Jubelruf; der Bann, der die Zungen gefesselt hatte, war gelöst, die Zwergenkönigin gerettet und dem Zwergenreich ein Erbe geboren. Zu Frau Gertrud aber sprach der König: Sei mir gegrüßt, Gertrud von Rothberg! in schwerer Stunde bist du meinem Weibe und mir beigestanden aus edlem Herzen ohne Furt und Zagen; dafür wird dich und die Deinen der Segen Gottes geleiten und die Gunst der Bergmännlein dir folgen. Ich biete dir nicht Gold noch Edelstein, dich zu belohnen; dich lohnt dein Herz und deines Kindes Glück. Nimm diesen Ring und wahre ihn als dein Heiligtum; er bringt dir und den Deinen Glück und Segen, so lange deine Enkel dein Gottvertrauen, dein reines Herz und deine Milde sich bewahren. Dir dankt das kleine Volk und wird dich schirmen und schützen; leb wohl mit Gott! Mit diesen Worten überreichte ihr der König einen seltsamen Goldreif, mit geheimnisvollen Zeichen geschmückt. Der Führer nahte sich wieder, und zurück ging es den langen Weg durch Gänge und Klüfte, an lachenden, jubelnden Bergmännlein vorbei, bis beim Morgengrauen Frau Gertrud wieder an ihres ruhig schlafenden Kindes Wiege stand, den Goldreif am Finger.

Von da an war das Glück auf dem Rothberge zu Hause. Der Knabe Burkhardt wuchs

zum stattlichen Manne empor, stark und tapfer wie sein Vater, milde und treu wie seine Mutter, gefürchtet von seinen Feinden, geliebt und geachtet von seinen Lehnsläuten und allen wackern Leuten Land auf Land ab, und als Frau Gertrud hochbetagt im Kreise ihrer Enkel die müden Augen schloß, da waren die Herren von Rothberg ein glücklich und geachtet Geschlecht, die Männer treu und tapfer, die Frauen mildherzig und rein. Wie Frau Gertrud den Zwergenring hoch in Ehren gehalten hatte, so hielt ihn auch ihr Sohn und lange Jahre hindurch seine Nachkommen, bis endlich wieder ein Herr von Rothberg, durch böse Genossen verführt, den guten Pfad verließ, mit niedlerlichen Gesellen ein wüst und gewaltthätig Leben führte, Gott lästerte und als wahrer Unhold sein schändlich Mäuerwesen trieb. Da schwand Glück und Segen auf immer vom Rothberge; das feste Haus zerfiel, die Acker verödeten, die Bäume trugen keine Frucht; die Kinder des wilden Rothberg, denen die Mutter früh gestorben war, verkümmerten wie Pflanzen ohne Licht und Wärme und starben eines nach dem andern dahin; und als endlich der entartete Nachkomme der wackeren Frau Gertrud im wüsten Spiele den Zwergenring einsetzte und verlor, da ward er noch in derselben Nacht von seinen Spielgenossen erschlagen und der Ring verschwand aufimmerwiederkehr. Das Geschlecht erlosch, die Burg zerfiel und heute weist kaum noch ein Mäuerchen die Stelle, wo einst Frau Gertrud von Rothberg als Schloßherrin gelebt und gewirkt.

Der Großvater schwieg und stand auf. „Ach, wenn ich doch auch so einen Zwergenring hätte,“ sagte mit halbem Seufzer die hübsche Enkelin Lisbeth, die bald als junge Bäuerin auf den Gerenhof ziehen wollte; „ich

fürchte mich fast vor meinem künftigen Haus und Hof und weiß nicht, ob ich's meinem Christen recht machen und auf dem Gerenhof als rechte Bäuerin walten kann! Ein Zwergenring wäre allweg kommod!" — "Meinst, du hast einen nöthig?" fragte der Großvater lächelnd und strich der Enkelin mit der Hand über das braune Haar; „du hast gehört, der Zwergenring half nur so lange, als Gottvertrauen, reines Herz und mildes Gemüth damit verbunden waren; nun, wer die drei hat, wer reinen Herzens ist, der Armen und Kranken nicht vergift und sein Vertrauen auf Gott setzt, dem fehlt es nicht, auch ohne Zwergenring. Und nun Gutnacht!"

Guter Ausweg.

Herr und Diener kamen ziemlich angetrunken nach Hause; im Vorzimmer sucht der Letztere das Feuerzeug, entdeckt es aber in Folge seiner innern Beleuchtung nicht. Der Herr ruft endlich ungeduldig: „Nun, Jo-hann, warum zündest Du nicht an?“ „Ah, Herr, ich finde die Streichhölzer nicht!“ „Mach' Du jetzt nur Licht, nachher wollen wir die nichtsnutzigen Dinger schon finden.“

Wörtlich befolgt.

Ein Rekrut, der auf die Wache zog, erhielt u. A. die Ordre, wenn ein Offizier komme, sogleich „in's Gewehr!“ zu rufen. Als nun der Erste auf seiner Runde in die Nähe des Postens gelangte, nahm der Rekrut das Gewehr zwischen die Füße und schrie in den Lauf hinein: „En Offizier, en Offizier!“ — Er that das aber nur einmal.

Berstreut.

Isaak Newton, der berühmte englische Naturforscher, hatte eine schöne Käze, die ihm so lieb war, daß er ihr zur größeren Bequemlichkeit ein Loch in die Thüre seines Studirzimmers machen ließ. Die Käze wirft mehrere Junge; eins wird behalten; da befiehlt der große Gelehrte in allem Ernst, man solle für die junge Käze, damit sie es so gut habe, wie die Mutter, neben dem großen Durchgange noch einen Kleinern anbringen.

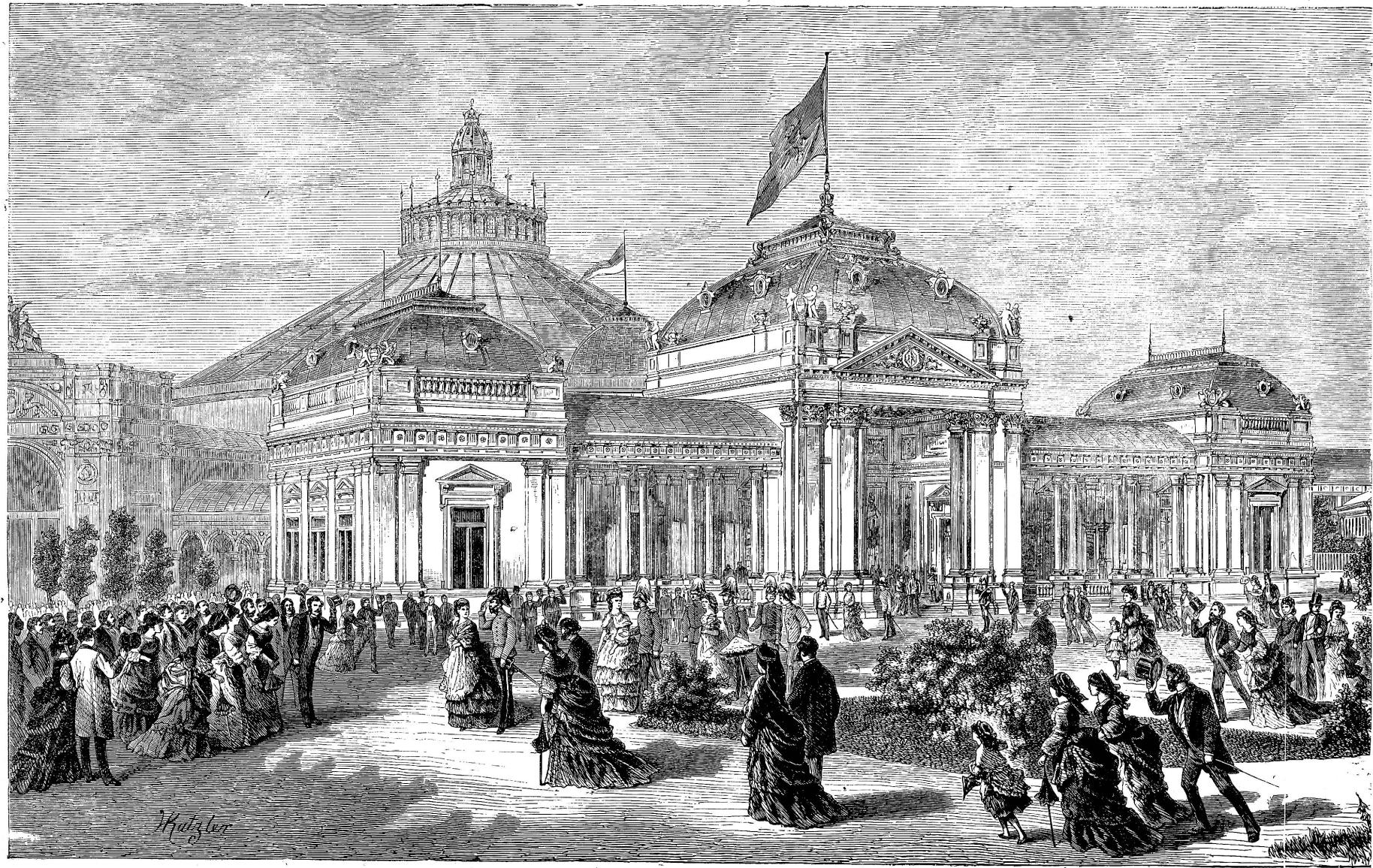
Bequeme Ausrede.

Ein kleiner Schlingel, der auf einem Gute Obst gestohlen, konnte sich vor dem Zorne des herbeilegenden Eigenthümers noch rechtzeitig flüchten. Da rief dieser, um ihn anzulocken, ganz freundlich: „Chum, los, Buebli, i wott d'r öppis sage.“ „Ja, mi Mutter het mir scho mängisch gseit, so chlyni Buebe, wie i eine sygi, bruche nid Alles z'wüsse.“ Sprach's, verschwand und ward nicht mehr gesehen.

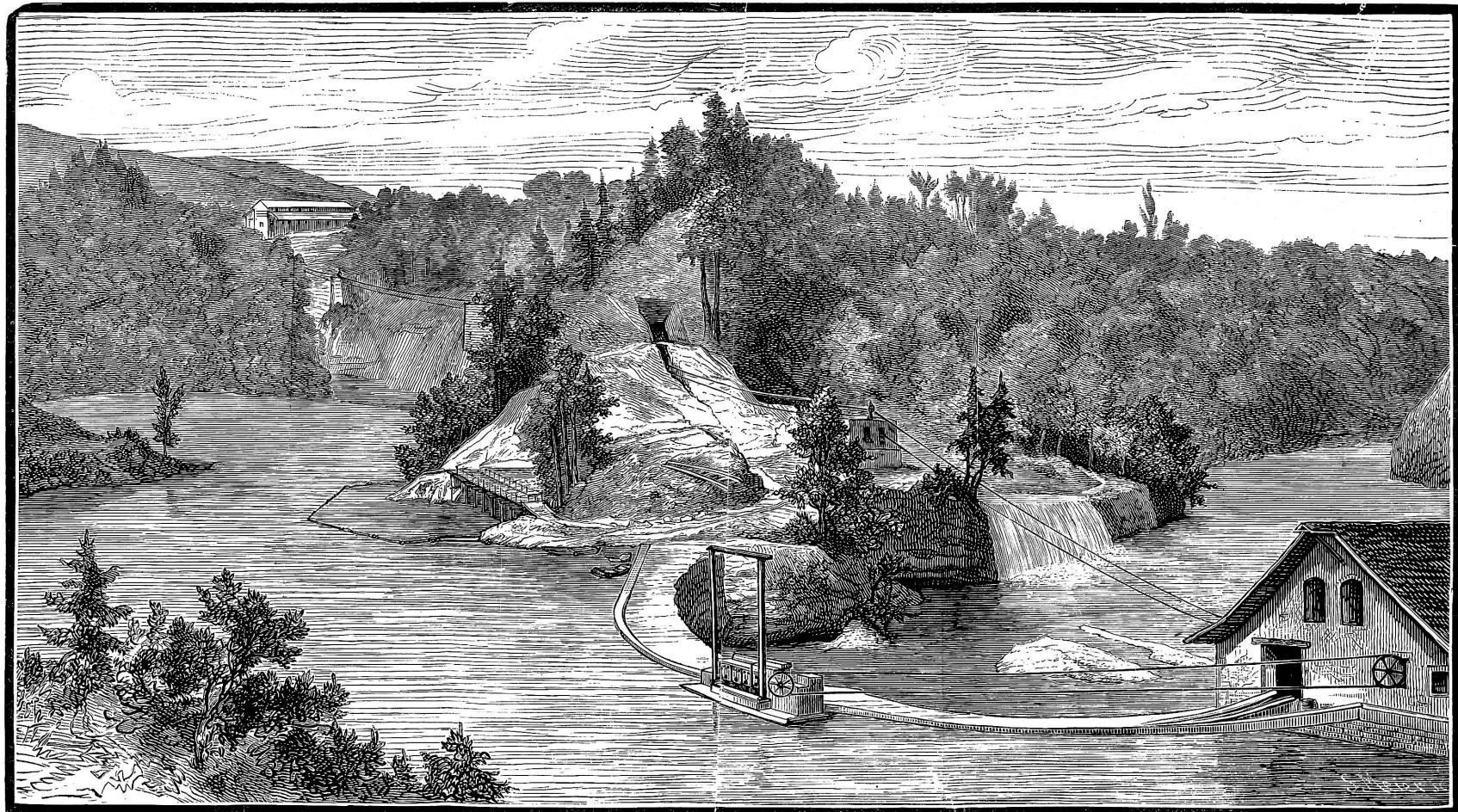
Heimbezahlt.

Ein junger übermüthiger Advokat wollte sich im Wirthshaus an einem armen alten Fischer reiben und fragte ihn, ob er auch das Sprichwort kenne: „Fischer und Vogler und alte Lumpen.“ Da antwortete der Fischer, er kenne auch ein Sprüchlein, und das sei noch besser, als seines, denn es reimt sich doch, während seines ungereimt sei; — es sage nämlich:

„Krebse sieden sich roth,
Ein Keronthaler wiegt zwei Roth,
Und ein Advokat ist ein Schelm bis in Tod.“



Die Weltausstellung in Wien.



Die Wasserwerke in Freiburg.

Die Weltausstellung in Wien 1873.

(Mit Abbildung.)

Es gibt in Europa einige Gegenden, die von der Vorsehung und von der Natur eigens dazu aussersehen zu sein scheinen, als Kampfplätze und Schlachtfelder zu dienen. So sind seit den ältesten Zeiten die Ebenen Belgiens und Sachsens, das böhmische Bergland und das Tiefland der Lombardei die Schlachtfelder gewesen, auf denen große Kriege in blutigen Schlachten ausgefochten wurden. Auch die Umgegend Wiens, der schönen Kaiserstadt an der Donau, ist seit alter Zeit ein solcher Kampfplatz der Völker gewesen und Abendland und Morgenland, Christen und Türken, Deutsche, Böhmen und Ungarn haben viel und oft vor den Mauern der Kaiserstadt gerungen; auf dem Marchfelde schlug König Rudolf von Habsburg den Böhmenkönig Ottokar, der Krone und Leben in der Schlacht ließ; vor Wiens Thoren glänzte der Halbmond der türkischen Sultane und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden bei Wien die Schlachten von Wagram und Aspern geschlagen.

Auch für das Jahr 1873 ist Wien zum Kampfplatz aussersehen worden, auf dem die Völker der Erde mit einander ringen; aber zu dem Kriege, der jetzt ausgefochten wird, brauchen sie weder Kanonen noch Kugelsprisen, weder Bündnadel noch Betterli. Der Wienerkrieg des Jahres 1873 ist ein friedlicher Wettsstreit in Kunst und Gewerbe und alle Völker der Erde, welche nicht noch immer ganz im Dunkeln stecken, nehmen daran Theil. Dass die Schweiz dabei nicht fehlen darf, versteht sich von selbst und der Vate hofft deshalb, wenn er seinen lieben Lesern etwas von diesem Wettsstreit an der Weltausstellung in Wien berichtet, geneigtes Gehör zu finden.

Die Weltausstellungen sind nicht von Alters her bekannt und beliebt gewesen; in früherer Zeit als sich die Staaten und Völker scheu und ängstlich von einander abzusperren suchten, so weit es möglich war, als man in jedem Fremden einen Feind sah und am liebsten um jedes Land eine hohe chinesische Mauer gezogen hätte, da konnte von einem solchen Schwinget der

Völker in Kunst und Gewerbe nicht die Rede sein. Die Weltausstellungen sind deshalb ziemlich neuen Datums und es ist erst etwa 20 Jahre her seit kurz nacheinander in London und Paris die beiden ersten eröffnet wurden. Die dritte im Jahr 1867 wurde in Paris unter der Regierung Napoleons III. veranstaltet und die Wienerausstellung von 1873, die am 1. Mai vom Kaiser Franz Joseph I. eröffnet wurde, ist die vierte. Wann und wo die fünfte stattfinden wird, ob in Berlin, Petersburg oder Rom, oder am Ende gar in Amerika in 3, 10 oder 20 Jahren ist schwer zu sagen. Eine Weltausstellung ist eben ein Werk des Friedens und kann nicht gedeihen, wenn Kriegswolken drohend am Himmel stehen und gerade jetzt scheint es, als ob uns die nächsten Jahre nicht ganz klares Wetter versprechen wollten. Zugem hat die Sache noch einen andern Haken und zwar einen großen: den Kostenpunkt. So eine Ausstellung ist ein kostlich Ding und die Stadt und der Staat, die sie veranstalten, müssen tief in den Beutel langen. Denn wenn auch dabei viel eingeht, dem Ausgeben kommen die Einnahmen doch nicht nach und ein paar Millionen kostet die Ehre, Ausstellungsstadt zu sein, zum allerwenigsten. Die Wienerausstellung hat sogar 17 Mill. Gulden, d. h. etwa 40 Millionen Franken gekostet und mehr als etwa die Hälfte dieser Summe wird durch die Einnahmen jedenfalls nicht gedeckt.

Vierzig Millionen Franken sind ein hübsches Stück Geld und dafür kann man schon etwas Rechtes hinstellen; etwas Rechtes ist denn auch das Wiener Weltausstellungsgebäude geworden, wenn man auch nicht wenig über seine Einrichtung klagen hört. Der Ausstellungspalast, nach den Plänen des englischen Ingenieurs Scot Russel erbaut, steht im N. O. der Stadt, in dem berühmten Park der Wiener, dem Prater, zwischen dem Donaukanal und der Donau. Durch einen schmalen Wasserarm, das Heustadelwasser, wird der Ausstellungspalast in zwei Hälften geschieden. Auf dem westlichen Ufer dieses Wassers erhebt sich der Palast wie ein König vom Gefolge, von einer Reihe kleinerer Bauten für Maschinen, Kunstwerke &c. umgeben.

F

Das Hauptgebäude, aus Stein gebaut, mit Eisen gedeckt, gliedert sich in drei Heile: in der Mitte liegt eine weite viereckige Halle von einer ungeheuren Kuppel gekrönt, rechts und links davon dehnen sich zwei langgestreckte Hallen aus, die von je 5 Querflügeln durchschnitten werden und beiderseits wieder in eine rechteckige Halle auslaufen. Das Hauptschiff des Palastes ist 905 Meter, d. h. mehr als 3000 Schweizerfuß lang, und um dasselbe einfach zu durchgehen, ohne sich irgendwo aufzuhalten, braucht ein mittlerer Fußgänger gut 12 Minuten; die Breite beträgt 24, die Höhe 16 Meter. Die übrigen Galerien haben eine Länge von 75 Meter, sind 15 Meter breit und 11 Meter hoch. Was den ganzen Bau so statlich und großartig macht, ist neben dem Aufbau aus Stein, der dem Palast das Gepräge der Festigkeit und Dauerhaftigkeit gibt, hauptsächlich die gewaltige Kuppel über der mittleren Halle, der Mittelpunkt und Glanzpunkt des ganzen Gebäudes; ihr Dach wird von 38 Säulen getragen; ihre Höhe beträgt 79 Meter, also 8 Meter mehr als die Höhe des Münsterthurmes zu Bern, ihre Spannungsweite 103 Meter, mehr als doppelt so viel als die Spannung des großen Bogens an der Nydecksbrücke. Sämtliche Räume erhalten ihr Licht durch Seitenfenster, welche dicht aneinander die obere Hälfte der Wände einnehmen. Trotz dieser Menge von Fenstern aber wird nicht mit Unrecht von den Ausstellern darüber geklagt, daß im Palast zu wenig Licht sei und gerade in der mittleren Halle unter der Kuppel ist es sogar am hellsten Sonnentage halbdämmerig wie in einer großen Kirche. — Die Anordnung der Länder im Gebäude ist geographisch; von Westen nach Osten reiht sich Land an Land, Welttheil an Welttheil; beim Westportal betritt man Amerika, dann folgen England, Spanien und Portugal, Frankreich, die Schweiz, Holland und Belgien, Dänemark, Norwegen und Schweden und endlich das deutsche Reich westlich von der Rotunde; östlich folgt Österreich mit Ungarn, Russland, die Türkei, Egypten, Griechenland und die asiatischen Reiche bis zu den fernen Ländern der Sonne: Siam, China und Japan. Es ist schade, daß man diese geo-

graphische Eintheilung nicht wie bei der Pariserausstellung mit der Eintheilung nach der Art der Gegenstände verbunden hat. Mit Ausnahme der Gemälde und der Maschinen sind alle Ausstellungsgegenstände durch den ganzen Palast den Ländern nach zerstreut und erschweren dadurch eine gehörige Vergleichung und Beurtheilung.

Rings um das Hauptgebäude reihen sich die Bauten für einzelne bestimmte Zweige der Ausstellung, die Maschinenhalle, die Kunstausstellung, die landwirthschaftliche Ausstellung und in bunter Reihe die Cafés und Speisewirthschaften der verschiedenen Völker, welche die Ausstellung beschildert haben. Da, lieber Leser, magst du es dir wohl sein lassen, wenn du nämlich einen ordentlichen Hunger und Durst und einen reichlich gespickten Beutel nach Wien mitgenommen hast. Es wird dir nur die Auswahl schwer werden. Willst du lieber zu den Japanesen, um dort Negenwürmer an der Sauce zu verzehren, oder zu den Türken, um ächt türkischen Kaffee zu schlürfen? gelüstet dich zu den Indianern oder Egyptern? oder willst du lieber probiren was dir Österreich bietet? Da ist das siebenbürgische Bauernhaus, dort die ungarische Weinschenke, hier schenkt man Kärtnerbier, dort ächtes Wiener! Oder willst du lieber heim in die Schweiz? Da brauchst du nicht weit zu gehen! sieh', da ist Boßhards Café, da laß dich bedienen von den hübschen Landsmänninnen in Berner-, Unterwaldner- und Bürchertracht. Du siehst, lieber Leser, für Speise und Trank ist redlich gesorgt bei der Ausstellung und zu verhungern oder zu verdursten brauchst du nicht zu fürchten. Man sagt den Wienern nach, sie seien feine Kenner von etwas Gute, an der Ausstellung haben sie das glänzend bewiesen. Und wem die Augen müde geworden sind von dem bunten Gewirr der ausgestellten Erzeugnisse der Länder, wer für den Augenblick genug hat von Maschinen und Gewerben, Uhren und Bijouterien, Kanonen und Werkzeugen, der kann seine Augen am Gewühle der Menschen aus aller Herren Länder sich ergötzen lassen, das hund und wechselnd in und um den Palast wogt. In Wien berühren sich

Abendland und Morgenland und Türkten, Egyp-
ter, Perser, Japanesen, ja sogar Mongolen und
Lappen drängen sich in ihren seltsamen Trach-
ten im Schwarm der Ausstellungsgäste. —
Öesterreich selbst stellt zu diesem Theil der Aus-
stellung, der für manchen Besucher vielleicht
nicht der wenigst interessante ist, ebenfalls sein
Contingent, denn alle die zahlreichen Völkerschaf-
ten, die zusammen den buntscheckigen Kaiser- und
Königstaat ausmachen, sind in Wien vertreten,
vom Throler bis zum Wallachen, vom Böhmen
bis zum Ungarn.

Willst du nun mit dem Boten den langen
Weg durch alle Räume der Ausstellung machen,
lieber Leser? Er nimmt dich gerne mit; vorher
sollte er wissen, was dich am meisten freut und
interessirt; ob es die Maschinen sind, die in
der weiten Maschinenhalle durch Dampf und
Wasser in Bewegung gebracht werden, ob es
die kostbaren Gewebe und Stoffe sind, oder die
physischen und mathematischen Instrumente,
ob Werke des Friedens oder Werkzeuge des
Kriegs, ob du mehr an der Kunstausstellung
Freude hast, oder an der landwirthschaftlichen.
Dem einen gefällt eben dies, dem Andern
jenes; allen es zu breichen, ist kaum möglich,
und muß denn der Bote darauf verzichten, dir
Alles zu zeigen, er brauchte ohnehin dazu mehr
Platz, als der ganze Kalender darbietet und dann
wäre er erst noch nicht am Ende. Nur zuerst will
er dir noch melden, daß unsere liebe Schweiz
sich auch dießmal wacker gehalten hat. Man hat
zwar im Anfang der Ausstellung etwas zu stark
in's große Horn gestoßen und gerühmt, wie
die Schweiz allen andern voraus sei und oben-
aus schwinge. Das ist nun nicht so und die
Ausstellung hat vielmehr bewiesen, daß wir
noch in vielen Dingen vom Ausland lernen
können und sollen und zum lernen haben ja
auch der Bund und die Kantone die Leute,
denen ein Beitrag an die Reisekosten zugespro-
chen war, nach Wien geschickt. — Aber immer-
hin war die Ausstellung der Schweiz, so be-
scheiden sie auch aussah, eine gediegene, und
hat unserem Ländchen Ehre gemacht; die Er-
zeugnisse unserer Kunst und Industrie, die Baum-
wollen- und Seidenstoffe, die Uhren und In-

strumente, die Maschinen aller Art, die Stroh-
flechtereien, die Käse &c. haben ihren alten Ruf
bewahrt und von den Ehrenmeldungen, Me-
daillen und Diplomen des Preisgerichtes wer-
den wohl verhältnismäßig viele auf die Schweiz
fallen.

In einem Punkt aber hat jedenfalls unser
Land den meisten andern den Rang abgelaufen:
Als am 1. Mai 1873 der Kaiser Franz Jo-
seph, umgeben von seinen fürlischen Gästen
und seinem glänzenden Hofstaat, in der reich-
geschmückten Rotunde die Ausstellung eröffnete,
da hatte er seinen Gästen in den meisten Ab-
theilungen nichts weiter zu zeigen als — un-
ausgepackte Kisten und Kästen. Es war eben
noch nichts fertig. In der schweizerischen Ab-
theilung aber und in einigen andern, da sah
es anders aus; da war Ordnung und Plan
darin und die Schweiz stand fix und fertig da,
während bei andern Staaten kaum das Aus-
packen angefangen hatte. Der Schweiz gebührt
also der Ruhm, zur rechten Zeit fertig gewesen
zu sein, und dieser ist heutzutage kein kleiner.

In der Kinderlehre.

Pfarrer: Was für ein Unterschied ist
zwischen Gott und mir?

Knabe: Gott ist dreifältig und der Herr
Pfarrer einfältig.

Mastviehauktion.

Montags den 22. März Vormittags 11
Uhr sollen hier am Orte von dem hiesigen
Gemeinderath 25 Stück fette Mastochsen
öffentliche an den Meistbietenden versteigert
werden, und werden unterzeichnete in
eigener Person mit dabei sein.

Dummsdorf den 3. März 18..

Der Gemeinderath.

Appetitlich.

Gast in einer stark besuchten Wirthschaft: Büst, was stinkt e so bin ech?

Züsi: S'isch nume der Abtritt.

„Was heit d'r Schwynigs?“ fragte in einem Wirthshaus in der Nähe der Stadt Bern ein Gast. „Mir hei Rüppeli und Häneli,“ antwortete die Kellnerin.

Guter Trost.

Bauer: „Gnaden, Herr Staatsanwalt, ich muß Ihre Hilfe in Anspruch nehmen; unser Wirthssohn, der Toni, hat mir mit Todtschlagen gedroht; bitte, bestrafen Sie ihn!

Staatsanwalt: „Ja, da kann ich nicht helfen; es ist ja noch nicht so weit gekommen; — sollte aber der Fall eintreten, dann wollen wir schon Rath schaffen.“

Muthmaßliche Hülfe.

Hausfrau: „Wenn ich nur ein Mittel wüßte, das Brod in der Speisekammer vor den Mäusen zu bewahren!“

Köchin: „Wissen Sie was, probiren wir es einmal und legen ein Pfund Speck daneben, vielleicht lassen sie das Brod liegen.“

Gut getroffen.

An einer Appenzeller Landsgemeinde war u. A. auch der Landesfahndrich oder Landesweibel, welcher Diebe u. dgl. Leute aus dem Gefängnisse vor Gericht zu führen hat, neu zu wählen. Da drängte sich ein kleines, un-

scheinbares Mannli hervor und meldete sich der Sitte gemäß auf der Estrade zur Übernahme der Stelle. Der Landammann, ein großer stattlicher Mann, fragt ihn spöttisch: „Ja, du Kline, wie wettisch du o d'Schelme möge bha?“ „O hää' nume mit Kummer,“ antwortete der Kleine, „es sy drum nit alli so groß wie du.“

Gutmüthiges Ehepaar.

Mis liebs; guts Mannli, aber hüt chunst du mir e mal spät hei! 'Sist ja scho halbi drü!“ „Ja, aber was macht dir de das, liebs Fraueli? lieg, wen i daheime bliebe wär, so wär es jey eineweg halbi drü!“

Die Freiburger Wasserwerke.

(Mit Abbildung.)

Die Städte Freiburg und Bern sind so zu sagen Geschwister; sie liegen beide in ähnlicher Umgebung auf Halbinseln, die fast ringsum von tief eingegrabenen Flüssen, der Saane und der Aare umschlossen werden; beide sind im Uechtlande, dem ehemals öden und wüsten Landstrich, der die Allemannen von den Burgunden trennte. Es war vor Zeiten ein bös Wohnen in dem Lande; in zweier Feinde Mitte haust es sich so schlecht, wie zwischen Hammer und Ambos; drum wollte sich lange niemand im öden Grenzstrich ansiedeln und frei, von Menschen ungestört, schweiften der Hirsch und der Eber, der Urochs und der Bär im Lande zwischen der Reuß und den sonnigen Seen der Westschweiz umher. Wer sich hinaus wagte in's wilde Land, war gewöhnlich einer, der nicht viel zu verlieren, Alles zu gewinnen hatte; mancher Verfolgte und Geächtete mag damals im dichten Wald seine Zuflucht gefunden und lieber mit Bär und Urochs als mit seinen Mitmenschen gehaust haben. Hie und da auf einem steilen Hügel oder mitten im

Sumpf, am Fluß oder auf dem Felsen ward etwa ein festes Haus gebaut, erstand ein Klösterlein und um dieselben schaarten sich wie Küchlein um die Henne ein paar Hütten armer Leute, die vom Herrn oder vom Abt Schutz hofften. Eine neue Zeit für das Uechtland brach an, als die Herzoge von Bähringen vom Kaiser mit der Vogtei über Helvetien belehnt wurden. Sie waren tüchtige unternehmende Fürsten und sorgten für das Land als wahre Landesväter; sie rodeten den dichten Wald im Uechtlande, bauten hie und da eine feste Burg oder ein Städtchen, den Bauern zum Schutz, dem Raubgesindel zum Trutz, das sich nach und nach wie Falk und Geyher auf jedem Felsen angesetzt hatte. In Burgdorf an der Emme stand eine ihrer Hauptburgen, auf einer steilen Halbinsel an der Saane erbaute Berthold IV. die Stadt Freiburg im Jahre 1178 und zwischen beiden, fast Mitte Weges, legte sein Nachfolger, Berthold V., den Grundstein zur Stadt Bern, damit ihm auf dem weiten Wege von Burgdorf bis Freiburg, den wir heute in zwei Stunden zurücklegen, eine feste sichere Zwischenstation für die Reise, die damals wenigstens zwei Tage dauerte, geboten sei. Es war im Jahre 1191, als Bern gegründet wurde; es ist also die jüngere Schwester Freiburgs, durch Geschichte und Verhältnisse eng mit diesem verbunden. Aber wie es so geht, die beiden Schwestern konnten es nicht zum Besten miteinander; sie zankten und stritten sich gewaltig und gingen oft recht unsanft, wie es sich für sittsame Mägdelein, geschweige denn für Schwestern gar nicht schickt, mit einander um. Wollte die Eine hüst, flugs wollte die Andere holt; machte die Eine dem Grafen von Savoyen schöne Augen, so liebäugelte die Andere mit denen von Kyburg und von Habsburg und manchesmal haben die beiden Schwestern sich die Köpfe gegenseitig blutig geschlagen und besonders Laupen weiß viel von ihrem bösen Streit zu berichten. Das ging so lange Zeit, bis endlich die beiden Schwestern einsahen, das Zanken und Streiten trage nichts ab und wenn man einmal so nahe bei einander sein müsse, sei es besser im Frieden zu leben; und im Frieden haben sie denn auch mit einander

gelebt seit ungefähr 400 Jahren, einige kleine Neckerien abgerechnet.

Es ist den Schwestern recht ungleich gegangen, trotz gleicher Lage und Verhältnissen. Die eine an der Aare wurde immer größer und stattlicher, reicher und mächtiger; der andern an der Saane wollte es nicht recht gerathen, sie blieb zurück und wenn sie auch nicht hinderz kam, machte sie doch auch nicht fürders. Man will wissen, sie habe eben immer gar schlechte Rathgeber gehabt in langen schwarzen Mänteln und die hätten mehr auf ihren eigenen Profit gesehen, als auf den Nutzen der Schwestern an der Saane, ja sogar ihre beste Habe weit weg in's Ausland nach Rom geschleppt.

Mag sein, daß man damit nicht Unrecht hat. Sei das nun wie es will, so viel ist sicher, daß die Stadt an der Saane hinter der an der Aare zurückblieb. Gerade reich ist zwar diese auch nicht geworden, aber sie ward doch stark und geachtet und wußte sich Respect zu verschaffen, während Freiburg vor lauter römischer Herrlichkeit nie recht zu Gedeihen kam.

Das Alles soll nun auf einmal anders werden; der Unternehmungsgeist, den man in Freiburg schon längst selig entschlafen glaubte, regt sich an der Saane wieder mächtig; aus einem halbvergessenen Hauptstädtchen soll Freiburg zu einem Mittelpunkt der Industrie werden und die Zauberin, die all' das mit einem Schlag in's Werk sezen soll und wird, ist die Saane mit ihren Wasserwerken. Bern mag sich nur in Acht nehmen, daß es von Freiburg nicht überflügelt wird; die schlaftrige Schwester an der Saane ist wach geworden und reckt die Glieder mächtig und weit!

Die Stadt Freiburg liegt, wie oben ange deutet, auf einer Sandsteinhalbinsel, die auf drei Seiten von der Saane umschlossen wird. Oben auf der Halbinsel liegt der vornehmste, französische Theil, unten im Thale der deutsche Theil der Stadt. Unten führen drei Brücken, oben die berühmte Drahtbrücke über den Fluß. Die Saane ist ein wildes Bergwasser, das vom Sanetsch herkommend, das Berner-Saanenland, das Waadländere-Oberland und den größten Theil des Kantons Freiburg durchfließt. Sie

hat sich auf ihrem Laufe tief eingeschnitten und bildet um Freiburg eine tiefe Schlucht. Wie bei allen Bergwässern, ist ihre Wasserkraft eine sehr unregelmäßige; im Hochsommer durchfließt der Fluß als schmaler Wasserfaden sein sandiges und kiesiges Bett, im Spätherbst und Frühjahr wälzt es sich oft als verheerender Strom zu Thale. Es galt um die Wasserkraft der Industrie nutzbar zu machen, sie zu reguliren, und dazu sollte nach den Plänen des Ingenieurs Ritter ein künstlicher See angelegt werden. Der Plan war kühn, aber vielversprechend; das Geld fand sich zusammen und heute ist das Werk, von dem der Bote seinen Lesern ein Bild bringt, sozusagen vollendet.

Quer über die Saane wurde in den Jahren 1870 bis 1872 ein mächtiger Damm oder eine Schwelle aus Cement gezogen in einer Länge von 180 Meter mit 12 Meter Höhe über dem Wasserspiegel und 21 Meter vom Fundament aus gerechnet. Durch diesen Damm werden die Wasser der Saane zum See Perolles angesammelt, der $\frac{3}{4}$ Stunden lang, 180 Meter breit ist. Dieser See, dem leider die Anschwemmungen der Saane keine lange Dauer versprechen, bildet mit seinen steilen Felsenufern und den mächtigen Buchen- und Tannenwäldern, die seine Hügel krönen, einen Hauptschmuck der Umgebung Freiburgs. Zu oberst am See liegt eine Anstalt für künstliche Fischzucht, welche die fast entvölkerten Bäche und Flüsse des Kantons wieder mit Forellen bevölkern soll. Bis zu dieser Anstalt wird das Holz der Wälder im Thale der Saane, deren Ausbeutung ebenfalls der Gesellschaft der Wasserwerke verliehen ist heruntergeschwemmt und von dort durch eine Drahtseilbahn zur großen Säge von Perolles geführt. Diese Säge und ihre Bahn, sowie eine Waggonfabrik, eine Gießerei und Maschinenwerkstatt, eine Papierfabrik und eine Fabrik chemischen Düngers werden durch die der Saane abgewonnene Wasserkraft in Bewegung gesetzt und mit all' diesen Fabriken ist die Kraft noch lange nicht erschöpft, sie reicht noch vollkommen aus, um das projektierte große Reservoir zu speisen und damit das Wasser in alle Häuser der Stadt zu leiten und um so andere Fabriken zu bewegen.

Diese ungeheure Kraft, die 2600 bis 4000 Pferdekräfte repräsentirt, wird der Saane mit Hülfe mehrerer Turbinen abgenommen, da aber an der Stelle, wo die Turbinen stehen, das Ufer für Verwendung der Wasserkraft nicht Raum bietet, hat man 600 Pferdekräfte durch zwei ungeheure Drahtseile, jedes von 765 Meter Länge nach dem Plateau von Perolles hinübergeleitet, wo alle die oben erwähnten Fabriken stehen. Die Ueberleitung, in der Sprache der Ingenieure die Transmission, geht vom Turbinenhaus in gerader Richtung über die Saane, beim zweiten Stützpfiler theilt sich die Linie, die eine führt auf massiven thürmartigen Steinpfilern zur Gießerei und zur chemischen Fabrik, die andere dem Abhang nach zur Säge. Ein besonderer Zweig der Eisenbahn verbindet alle diese Anstalten mit dem Bahnhof.

Manches von dem, was der Bote als schon fertig bezeichnet hat, ist allerdings heute, da er diese Zeilen niederschreibt, noch im Werden, aber bis zum neuen Jahre wird wohl so ziemlich Alles unter Dach und Fach sein; die Hauptsachen sind da, der Damm und der See, die Turbinen und die Transmission, die Wasser- kraft und endlich der Unternehmungsgeist, der in der alten Bähringerstadt an der Saane nach langem Schlafe plötzlich wieder sich zu regen angefangen hat und verspricht aus der öden, schlaftrigen Stadt eine reiche blühende Industrie- stadt zu machen.

Das Telegraphennetz der Erde.

In einer neulichen Sitzung der geographischen Gesellschaft in Paris wurde ein höchst interessantes Bild von dem über die Erde ausgespannten Telegraphennetze entrollt. Es kann füglich als „das Nervensystem im Leben des Erdballes“ bezeichnet werden. Der Gedanke und der Wille des Menschen pflanzen eine augenblickliche Bewegung bis in die

entlegensten Gegenden und bis auf die Inseln der Antipoden fort, deren Namen kaum seit einigen Jahren bekannt sind. 213 unterseeische Kabel, erst seit 6 Jahren eingesenkt, haben bereits eine Länge von 20,000 Kilometern (die Schweizerstunde hat $4\frac{1}{5}$ Kilometer). In Europa messen die Luftlinien 270,000 Kilometer, und die Drähte, aus welchen dieselben bestehen, 700,000 Kilometer, d. i. zweimal die Entfernung von der Erde zum Mond. Den ganzen Erdkreis umspannen Drähte in einer Ausdehnung von wenigstens 2 Millionen Kilometern; aneinander gereiht würden sie hinreichen, um fünfzigmal den ganzen Umkreis der Erde zu umspannen. Gegenwärtig korrespondiert Frankreich direkt mit Nordamerika und San Francisco, China und Japan, Indien und Australien. Binnen Kurzem werden unterseeische Kabel Europa direkt mit Brasilien, dem Cap der guten Hoffnung, mit Madagaskar, Neuseeland und den Inseln des großen Oceans verbinden.

Man erinnert sich der ungeheuren Arbeit bei der Einführung des ersten großen unterseeischen Kabels, welches den alten mit dem neuen Continent verbinden sollte. Es bedurfte eines Zeitraumes von 9 Jahren (1857 bis 1865) und wiederholter, von den Engländern und Amerikanern mit unvergleichlicher Energie durchgeführter Versuche, bis die Verbindung definitiv gelungen war. Seit dem Monat Juli 1866 ist die telegraphische Verbindung zwischen Europa und Amerika nicht mehr unterbrochen worden.

Nachdem sie Europa und Amerika verbunden hatten, ließen es sich die Engländer angelegen sein, die telegraphische Verbindung auf ihren Colonien in Indien und Australien herzustellen. Diesen Zweck hat eine Linie,

die von Falmouth über Cap Finisterre nach Lissabon, von da nach Gibraltar und Malta läuft, wo die Depeschen nach West-Europa über Italien und Sicilien und von Afrika vermittelst eines von Bona gelegten Kabels einlangen. Von Malta laufen zwei Kabel nach Alexanderien, von wo die Linie über Suez durch das Rothe Meer nach Aden und von da nach Bombay geht. Von Bombay nach Madras bedienen sich die Depeschen der Linie der indischen Regierung. Von Madras geht ein neues Kabel bis nach Penang und Singapore, dann nordöstlich nach Saigon und Hong-Kong, während ein anderes Kabel in südöstlicher Richtung nach Batavia geht. Die Linie durchschneidet die Insel Java ihrer Länge nach, um auf's Neue in's Meer zu tauchen und über die Insel Timor nach Darwin an der Nordküste des australischen Continents zu laufen und durchschneidet Australien bis Adelaide an der Südküste um bei Melbourne zu enden. Die ganze Linie zwischen London und Adelaide umfasst eine Strecke von 35,852 Kilometern, wovon 28,000 Kilometer unterseeisch. Überdies vereinigen sich in Bombay mit der Hauptlinie drei große Linien, die von England ausgehen und Europa durchschneiden.

Russland ist mit der Beteiligung an dem telegraphischen Weltverkehr nicht im Rückstand geblieben. Bereits 1862 stand St. Petersburg in Correspondenz mit Kasan, welches seitdem Ausgangspunkt einer Linie wurde, die Sibirien durchschneidend bis Kiachta an der chinesischen Grenze und von da nach Alexanderowsk geht. Diese Linie wurde im Jahr 1871 fortgesetzt bis Nangasaki in Japan, Shanghai und Hong-Kong. Gegenwärtig kann eine Depesche von London abgehen

und dahin zurückkehren über den Atlantischen Ocean, das Mittelmeer, das Rothe Meer, Indien, China, Sibirien und Russland. In derselben Lage wird sich Paris befinden, nachdem die beiden Küsten des Stillen Oceans durch ein Kabel verbunden sein werden, durch ein Kabel von San Francisco nach den Sandwich-Inseln mit nördlicher Abzweigung nach Japan und Sibirien, mit südlicher nach Australien über Neu-Caledonien. Die Nordamerikaner werden sicherlich dieses Unternehmen durchführen, weil es ihre direkte Verbindung mit China sichert.

Der Gotthardtunnel.

(Mit 3 Abbildungen).

Lieber Leser! Das Sprichwort sagt: „Alle Wege führen nach Rom“ und es wird wohl Recht haben, da ja bekanntlich die Erde rund ist. Aber es gibt doch nähere und weitere Wege und für uns Leute der Mittelschweiz ist seit Jahrhunderten der Weg über den St. Gotthard der kürzeste und beste. Wo der St. Gotthard liegt, das zeigt uns jede Landkarte. Es ist ein breiter mächtiger Gebirgsstock, von dem aus nach allen Seiten gewaltige schneedeckte Ketten auslaufen; gegen Abend die Berner- und die Walliseralpen, gegen Morgen die Glarner- und die Bündneralpen; gegen Mittag liegen die Gebirge des Tessin, gegen Mitternacht erstreckt sich links und rechts von hohen Ketten eingefasst, das Thal der Reuß. Viele der wichtigsten Gewässer der Schweiz und Europa's haben ihre Quellen in den Gletschern der Gotthardgruppe: die Rhone kommt vom Rhonegletscher an der

Furkastraße, der Rhein entspringt am Badus; nach Mitternacht fließt in wilden Sprüngen die Reuß, um durch Aare und Rhein der Nordsee zugeführt zu werden, nach Mittag der Tessin, der mit dem Po dem adriatischen Meere seine Wasser bringt. So bildet der Sankt Gotthard den Mittelpunkt des schweizerischen Alpengebietes und die Wasserscheide unserer Flüsse. Man sagt von ihm, man höre seinen Namen immer nennen, ohne den Berg selbst zu sehen und wirklich ist er kein einzelner Gipfel, sondern eine ganze Gipfelgruppe und nur der Sattel, der den Westen dieser Gruppe vom Osten trennt, führt eigentlich den Namen des heiligen Gotthard.

So kurz und bequem uns heute der Gotthardpass als nächster Weg nach Rom und zum sonnigen Italien erscheint, so ist er doch so zu sagen ein neuer Pass. Während die Heere der römischen Kaiser und der deutschen Könige seit bald 2000 Jahren über Septimer, Julier und Splügen hin- und hergezogen sind, ist der St. Gotthard erst seit sechs Jahrhunderten zur Heerstraße für den Verkehr zwischen Deutschland und Italien geworden. Der Grund dieser scheinbaren Vernachlässigung ist ein sehr einfacher. Da wo jetzt die Gotthardstraße zum Theil in den harten Fels eingehauen über füne Brücken und durch finstere Tunnel vom eigentlichen Uri in's Urserenthal hinüberschreitet, da war früher nichts als eine wilde Felsenpalte, von der brausenden tobenden Reuß ausgewaschen und ausgefüllt und der Wanderer der hier nach Italien hinüber wollte, hatte deshalb zwei Berge zu überschreiten, den heutigen Bätzberg auf dem linken oder den Gütsch auf dem rechten Ufer der Reuß und dann erst den eigentlichen Gotthard, der seinen Namen von einer dem heiligen Gotthard, Bischof von Hildesheim, zu

Ehren auf der Pashöhe erbauten Kapelle führt.

Erst nach und nach, als der rauhe Psad der Gebirgsbewohner verbessert und geebnet war, singen die italienischen und deutschen Pilger und Kaufleute an, den Gotthard als ihren kürzesten

bis endlich am Anfang des vorigen Jahrhunderts das Urnerloch, der erste Gotthardtunnel, durch den harten Fels gehobrt und dadurch der gefährliche Steg überflüssig gemacht wurde.

Von der Zeit an war der St. Gotthard



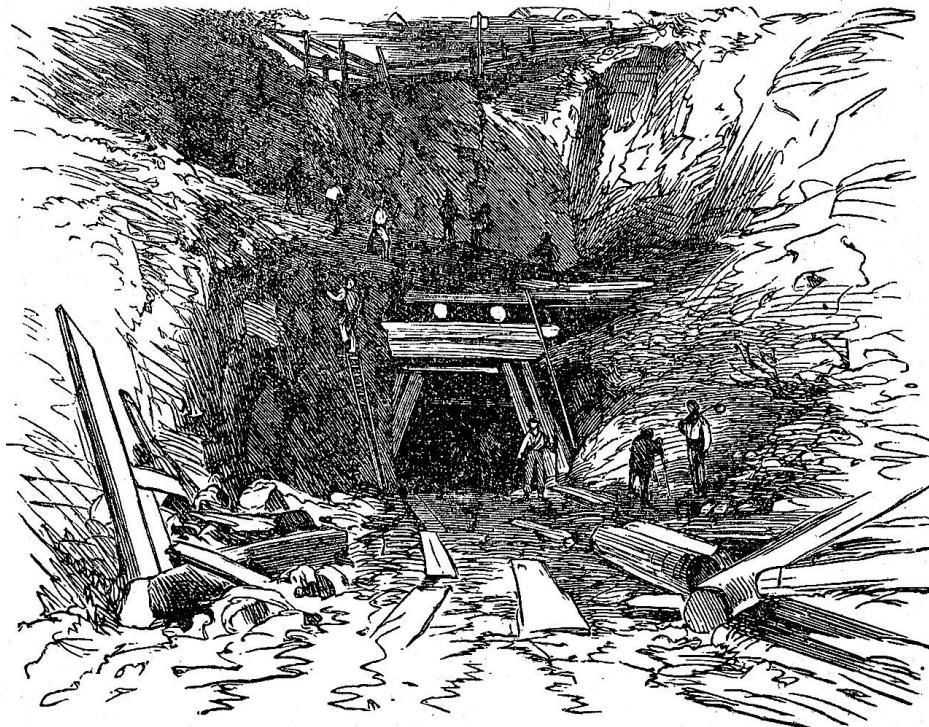
Ansicht von Göschenen.

Weg zu benutzen. In den Felsen des Reussbettes wurde dem tobenden Flüsse entlang der Saumweg eingehauen, die Teufelsbrücke spannte ihren Bogen fühl über das wilde Wasser und jenseits ward „die stäubende Brücke“, ein Holzsteg in Ketten über der Reuss aufgehängt,

der wichtigste Alpenübergang; freilich war er nur ein Saumweg, aber fahrbare Straßen waren damals noch nicht so häufig wie jetzt, wo im Kanton Bern bald jedes Bergdorf zu Ross und zu Wagen erreicht werden kann. Als aber 1807 von Napoleon I. die Sim-

plonstraße für Kanonen und Wagen geöffnet wurde, einige Jahre später im Osten die Bernhardin- und Sylügenstraße erbaut wurden, da drohte dem St. Gotthard-Saumweg die Gefahr, von den neuen Fahrstraßen überflügelt und vom Verkehr abgeschnitten zu werden. Der Verkehr über den St. Gotthard war aber für die Kantone Uri und Tessin eine Lebensfrage und so entschlossen

des Bierwaldstättersee's zieht sie sich durch grüne Wiesen und Obstgärten der brausenden Reus entgegen, langsam empor bis Göschnen. Nach Göschnen beginnt die finstere Felsenschlucht der Schöllenen; über die Teufelsbrücke und durch das Urnerloch führt die Straße weiter in's grüne Alpenthal Urseren und von da aus in weiten Windungen hinauf zum einsamen Hospiz, das auf der Höhe



Nordeingang des Tunnels.

sich denn beide Landschaften im Jahr 1820 dazu, auch den Gotthard-Saumweg fahrbare zu machen; dieser Entschluß wurde von 1820—1832 ausgeführt, und nun war die Straße wieder der Hauptweg für den Verkehr nach Italien.

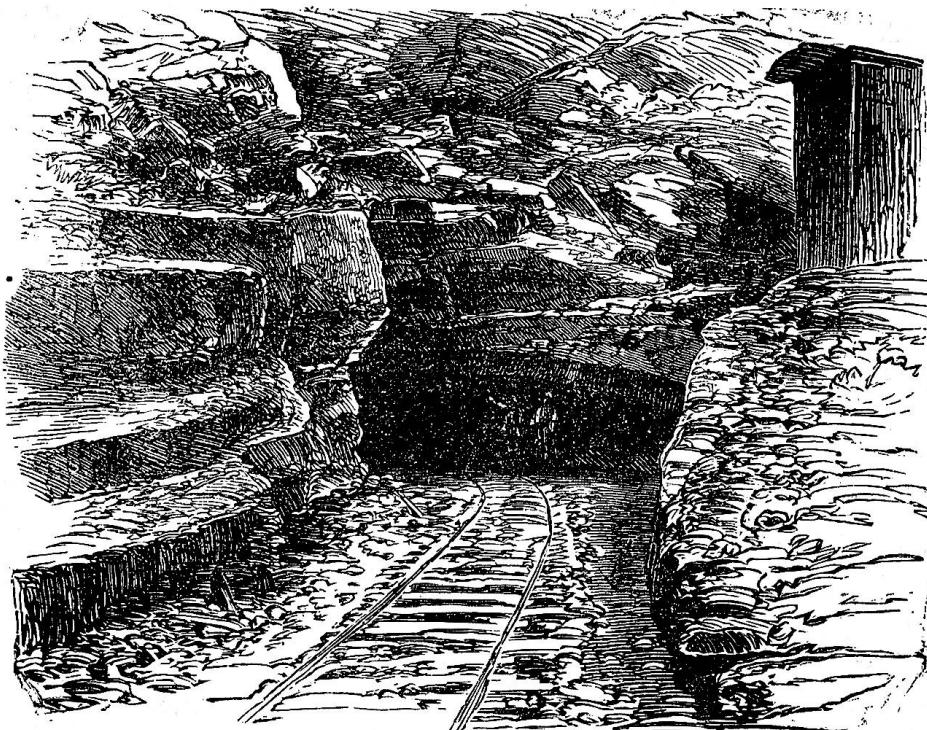
Sie ist schön, diese Straße, und kaum bietet ein anderer fahrbarer Pass so großartige Landschaften. Von den Felsenufern

des Passes steht. In 46 Reihen senkt sie sich dann hinab in's wilde Tremolathal, durchzieht das Livinenthal und die fastantengeschmückte Riviera bis sie endlich am prächtigen Längensee das Flachland erreicht.

Es ist der Gotthardstraße gut, daß sie so schön ist, und daß sie deshalb, wenn auch nicht den großen Handelsverkehr, so doch den Touristenverkehr behalten wird; denn in näch-

ster Nähe, ja im eigenen Lande ist ihr ein mächtiger Nebenbuhler entstanden, der Gotthardtunnel, der in wenigen Jahren der Lokomotive geöffnet werden soll. So schön und so gut die Gotthardstraße ist, so kann sie doch dem immer wachsenden Verkehr zwischen den Ländern nördlich und südlich der Alpen nicht mehr genügen; an die Stelle der

Wallis wünschten die Bahn über den Simplon hinauf nach Italien zu führen; die Ostschweizer redeten einer Lukmanier-, später einer Splügenbahn das Wort. Die mittleren Kantone von Bern an bis nach Thurgau herüber, entschlossen sich für die mittlere und kürzeste Linie, über den Sankt Gotthard. Da aber die Kosten dieser Linie



Südeingang des Tunnels.

Lastwagen muß der Eisenbahnwaggon, an die Stelle der Zugpferde der eiserne Kehli treten. Besonders in den letzten Jahren, seitdem Österreich und Frankreich 3 Alpenbahnen besitzen, den Semmering und den Brenner im Osten, den Mont Cenis im Westen, machte sich das Bedürfnis nach einer neutralen, schweizerischen Bahn fühlbar. Verschiedene Projekte tauchten auf; die Welsch-Schweizer und das

die Kräfte der kleinen Schweiz übersteigen, so sah man sich nach Hülfe im Ausland um; für die Simplonbahn wäre der Beistand Frankreichs und Italiens notwendig gewesen; für Lukmanier und Splügen hatte man sich an Italien und Süddeutschland gewendet. Der Gotthardvertrag, der im Jahr 1870 zu Berlin unterzeichnet und im Kriegslärm des deutsch-französischen Streites von

den eidgenössischen Räthen verhandelt und genehmigt wurde, sicherte der Schweiz den Beistand von ganz Deutschland und Italien zu. An die ungeheuren Kosten der Bahn sollten Deutschland und die Schweiz je 20 Millionen, Italien 45 Millionen beitragen und diese Summen wurden aufgebracht, ohne daß es in der Schweiz notwendig gewesen wäre, die Hülfe des Bundes in Anspruch zu nehmen.

Die Bahn soll von Luzern und Zug nach Schwyz, dem See entlang nach Flüelen und Altendorf und dann den Kanton Uri hinauf bis Göschenen führen. In Göschenen beginnt der Tunnel (siehe die Abbildung), der in einer Länge von 14,900 Meter, d. h. mehr als 3 Stunden, fast überall in gerader Linie, gegen die Mitte zu von beiden Seiten sanft ansteigend, nach Airolo, dem ersten Dorfe im Livinenthale, führen soll. Von Airolo aus folgt die Bahn dem Laufe des Tessin bis Bellinzona, wo sie sich in mehrere Aeste nach Lugano, Magadino u. s. w. zum Anschluß an die oberitalienischen Bahnen theilt.

Die Hauptarbeit an dem Riesenwerke ist unstreitig der Tunnel; der Hauensteintunnel ist nur 2700 Meter lang, also $5\frac{1}{2}$ Mal kürzer als der am Gotthard; der längste bisherige Tunnel der Schweiz, unter dem Col des Loges zwischen Neuenburg und Chaudé-Fonds nicht nur 3200 Meter; der Gotthardtunnel ist also beinahe fünfmal länger. Seine Breite soll 4—8 Meter, seine Höhe 6 Meter betragen. Ein schweizerischer Unternehmer, Favre von Genf, ist es, dem die Riesenarbeit um den Preis von 47,804,300 Franken zugesprochen worden ist und binnen 8 Jahren soll dieselbe beendet sein. Am

7. August hat die Gotthardbahn-Gesellschaft den Vertrag mit Favre abgeschlossen und am 27. August 1872 wurde derselbe von dem schweizerischen Bundesrath genehmigt. Seit her wühlt und hämmert und bohrt es nun in dem harten Gestein des Gotthardberges Tag und Nacht, sowohl im nördlichen Eingang bei Göschenen, wie am südlichen bei Airolo und in allen Zungen deutsch und französisch, italienisch und englisch tönt das Kommando der Ingenieure und Bauführer, die Antwort der Arbeiter, und die beiden Dörfer, Airolo und Göschenen, bisher unbedeutende Stationen der Gotthardstraße, wachsen wie Pilze nach dem Regen zu ganzen Städten empor. Im Norden, wo harter Granitfels, zu durchbrechen ist, rückt die Arbeit natürlich weniger schnell vor, als im Süden, wo ein weicheres, glänzendes Gestein, Glimmerschiefer, zu überwinden ist. Aber auf beiden Seiten wird so emsig gebohrt und gesprengt, daß voraussichtlich noch vor Absluß der 8 Jahre der Tunnel der Eisenbahn und somit das größte Werk Europas auf Schweizerboden durch einen Schweizer ausgeführt und dem Weltverkehr übergeben werden kann.

Schlusswort.

Wie'nes der Bruch him neue Jahr,
Bringt ech der Bot sy Glückwunsch dar.
Er wünscht ech, daß uf alle Wege,
Geng mit ech gangi Gottes Sege;
Wysheit im Rath, im Volk Verstand,
Es muthigs Herz, e flyß'gi Hand,
Es treu's Gemüth, e reine Sinn,
Es g'segnet's Land und Friede drinn;
Chunnt de derzue no Gottvertraue,
De darf me fest uf d' Zukunft bau'e.

Bei Al. Huber, Chemiker in Gäh-wyl, Duggenburg, ist zu haben: Das bekannte Haar- und Bartzeugungsmittel, per Flasche Fr. 1. 50, Dr. Hänle's Phosphorpast, Mittel, um Ratten, Räuber, Haus- und Feldmäuse zu tödten, 1 Fr., Seife gegen Sommersprossen (Märzen-dreß), per Stück Fr. 1. 50. — Pommade für Haarkrankheiten und Haarwurm, per Tropfen sammt Anweisung 1 Fr., Alpen-träuterseife, ein Mittel für Zahlschäfte, per Stück Fr. 1. 50. — Radikales Mittel, Kröpfe und dicke Hälse zu hellen, per Fläschchen sammt Anweisung 1 Fr. Universal-Heilpflaster für alle alten Schäden und unheilbare eiternde Wunden, Knochen-fräz u. dgl. Fr. 2. 50 per Tropf. Phosphorkugeli, 100 Stück in Blech verpackt, zur Vertilgung der Feld- und Wiesen-mäuse, per Schachtel sammt Anweisung Fr. 3. 50 und kleinere zu Fr. 2. — In-seltenpulver zur Vertilgung von Flöhen und Wanzen à 1 Fr. — Haarfärbemittel (Calomyrin) grau und weiße Haare und Bart dauernd und sicher zu färben; per Flacon genügend für ein Jahr. Preis: Fr. 4. 50. [3839]

Empfehlung.
Der Unterzeichnete hält stets zum Verkauf bereit, alle Sorten von soliden **Anker- und Zylinderuhren** in Silber und Gold, ferner elegante und garantirte **Wanduhren** von Fr. 7. 50 an bis Fr. 100 per Stück. Für kleinere Uhren wird zwei Jahre Garantie geleistet. [3882]
J. Steiner, Uhrmacher in Sumiswald.

Bei Dr. Lüthy in Brienz (Verner Oberland) ist stets vorrätig, das sich seit vielen Jahren bewährte **Flechtenmittel**. (Briefe franz.) [3842]

Bei H. Blom in Bern,
Schauplatzgasse Nr. 197
Ausgezeichnete schwarze und violette Copir - Tinte
in kleineren und größeren Fläschchen zu verschiedenen Preisen, sowie auch vorzügliche schwarze Kanzlei - Tinte.

Musikdosen

in allen Größen von Fr. 10 bis Fr. 1000. 4—150 Stücke spielend, worunter Prachtwerke aus den anerkannt besten Fabriken empfiehlt unter Garantie. Preiscourante franco. [3829]

Ed. Schär in Biel.

Der praktische Gemüsebau.

Gründliche Anweisung zu einer einträglichen Gemüsezucht in Feld und Garten. Von Rud. Küll, Obergärtner in der Mettlen. Bern 1871. Preis 2 Franken. [3902]

J. Dalp'sche Buchhandlung.

Die Stämpfslische Buchdruckerei in Bern,
44 Postgasse 44

empfiehlt sich für Anfertigung aller Arten von Druckarbeiten, als: Rechnungs-formulare, Adresskarten, Tabellen aller Art, Quittungen, Circulare, Etiquetten, Weinkarten u. s. w. und sichert neben geschmackvoller und pünktlicher Arbeit möglichst billige Preise zu.

So lieb wie das Salz.

Ein König fragte einmal seine Tochter: „Wie lieb hast Du mich denn?“ Da sagte sie: „Ich hab' Euch so lieb... so lieb wie das — Salz.“ Der König denkt: „Das ist eine einfältige Antwort,“ und ist böß darüber. Nicht lange nachher gibt der König eine große Gasterei, und die Tochter richet es ein, daß alle Speisen ungesalzen auf den Tisch kommen. Da hat es dem König natürlich nicht geschmeckt, und er fragt seine Tochter: „Warum ist denn heute Alles so schlecht gekocht? Das schmeckt ja Alles nach gar nichts.“ Da sagt sie: „Seht Ihr nun? Weil das Salz fehlt. Hab' ich nun nicht Recht gehabt, daß ich gesagt habe, ich hab' Euch so lieb... so lieb wie das Salz.“ Der König hat ihr Recht gegeben, und darum sagt man noch heutigen Tages: „So lieb wie das Salz.“

Treffend.

Ein junger Stadtbürger rühmte sich überall seiner Ahnen und Vorfahren und wie er noch von uraltem Adelssamen stamme. Dem diente ein Bauer mit den Worten: „Um das gäbe ich wenig; denn alter Samen artet gemeinlich aus und wird taub und nutzlos.“

Obrigkeitliche Bekanntmachung.

Da die Unrathhaufen auf hiesiger Entengasse trotz wiederholter obrigkeitlicher Aufforderung von den Hausbesitzern genannter Straße noch nicht weggeschafft worden sind, so sieht sich der Rath der Stadt genöthigt, damit der Unrath nicht noch mehr überhand nehme, die Sache selbst in die Hände zu nehmen und so dem gedachten Uebelstande auf die kürzeste Zeit abzuheben.

Der Gemeinderath.